
3 1761 07543380 5

Humoresken

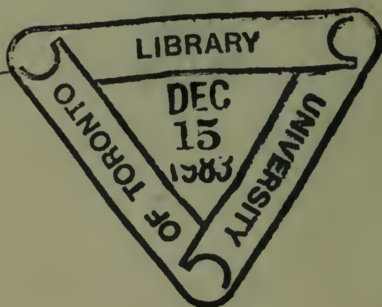
in Vers und Prosa

von Josef Willomitzer



Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Mit dem Bilde des Dichters und einer Einleitung
von Robert Reinhard



Inhalt.

Josef Willomitzer.

Über das Wesen des Humors ist von vielen klugen Köpfen in Deutschland in Wort und Schrift gekämpft worden; und es ist seltsam, daß gerade die als Pessimisten bezeichneten Denker und Dichter des Jahrhunderts den reinsten Ausdruck dafür gefunden haben. So sagte bereits vor einem halben Jahrhundert Schopenhauer in seinem Aufsatz „Zur Theorie des Lächerlichen“ u. a. folgendes: „Daß heutzutage in der deutschen Literatur ‚humoristisch‘ durchgängig in der Bedeutung von komisch überhaupt gebraucht wird, entspringt aus der erbärmlichen Sucht, den Dingen einen vornehmeren Namen zu geben, als ihnen zukommt, nämlich den einer über ihnen stehenden Klasse: so will jedes Wirtshaus Hotel, jeder Geldwechsler Bankier, jede Reiterbude Zirkus, jedes Konzert musikalische Akademie, jedes Comptoir Bureau, der Töpfer Tonkünstler heißen . . . demnach auch jeder Hanswurst Humorist. Das Wort Humor ist von den Engländern entlehnt, um eine bei ihnen zuerst bemerkte, ganz eigentümliche, sogar dem Erhabenen verwandte Art des Lächerlichen auszusondern und zu bezeichnen, nicht aber um jeden Spaß und jede Hanswurstiade damit zu betiteln, wie es jetzt in Deutschland allgemein, ohne Opposition, geschieht, von Literaten und Gelehrten; weil der wahre Begriff jener Abart, jener Geistesrichtung, jenes Kindes des Lächerlichen und Erhabenen zu subtil und zu fein sein würde für ihr Publikum, welchem zu gefallen sie bemüht sind.“ —

Noch schärfer hat diese dem Erhabenen verwandte Art des Lächerlichen, die gerade durch Vorführung ihrer Lächerlichkeit selbst in dem Unbefangenen eine Ahnung des Erhabenen aufdämmern läßt, der größte deutsche Humorist Wilhelm Busch in seiner „Kritik des Herzens“ in nachfolgenden köstlichen Versen vorgeführt:

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh,
Am Baum hinauf und immer höher,
Kommt er dem armen Vogel näher.

Der Vogel denkt: Weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren,
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor."

Der Humor, der aus der Tiefe des Gemütes bricht und uns alle in den Bann zwingt, der Humor, der nicht ätzt und sticht, sondern streichelt und wohltut, indem er das ärmlichste Ding unter die Sonne rückt und mit deren leuchtenden Strahlen vergoldet, konnte nur aus einem reinen Kindergemüte kommen, das sich trotz aller journalistischen Schneidigkeit in unverwelklicher Frische in dem am 3. Oktober 1900 verstorbenen Dichter Willomitzer zeigte, der viel zu früh von der heiligen Mutter Erde schied, die er, der wahrhaft gute Mensch, so sehr geliebt.

Josef Willomitzer, der am 17. April 1849 als Sohn eines höheren Justizbeamten zu Bensen in Nordböhmen geboren wurde, genoß eine überaus sorgfältige Erziehung und lernte, als dessen Vater während seiner Kinderjahre nach Eger versetzt wurde, schon von seiner Jugend auf das Volk und dessen erfrischende Urwüchsigkeit kennen, was seinem späteren kristallklaren Stil sehr zugute kam.

Durch den frühen Tod seines Vaters war es ihm, mißlicher Familienverhältnisse wegen, nicht möglich, seine Gymnasialstudien abzuschließen, so daß er, ähnlich wie Anzengruber und Rosegger, zu einem einheimischen Buchhändler in die Lehre trat, woselbst er seine Kenntnisse in nie zu stillendem Wissensdrange vertiefte und auch hie und da einzelne reizende Skizzen in die „Egerer Zeitung" rückte. Dadurch wurde sein väterlicher Freund Franz Klutschak, der damals Chefredakteur der Prager „Bohemia" war,

auf den jungen Schriftsteller aufmerksam und berief denselben in den Redaktionsverband seines so erfolgreich geleiteten Blattes. Unter seiner zielbewußten Leitung gelang es dem jungen Journalisten, allmählich gemeinsam mit dem nachmaligen Chefredakteur Josef Walter eine immer einflußreichere Stellung zu gewinnen, um schließlich im Jahre 1889 die alleinige Leitung des Blattes zu übernehmen, dem er bis zu seinem Tode dadurch, daß er stets geistig anregend und sittlich führend mit den Lesern in lebendigste Fühlung trat, den so seltenen Charakter einer starken und in sich gefestigten Persönlichkeit aufprägte.

Das reine Spiegelbild dieses Mannes, der als Journalist, Künstler und Mensch eine liebenswerte Einheit bildete, der ohne persönliche Gehässigkeit durch Jahrzehnte den Kampf für Deutschtum, Fortschritt und Freiheit in Deutschböhmen energisch leitete, der an der Seite seiner Gattin — der kunstsinnigen jüngsten Tochter des Nestors der deutschen bildenden Künstler in Böhmen, Emanuel Ritter Max von Wachstein — und seines heranreifenden Sohnes in glücklichster Ehe lebte, zeigt sich sowohl in den persönlichen Erinnerungen Prof. Dr. Alfred Klaars zu seiner Nachlaßsammlung „Letzte Geschichten und Gedichte" wie in den Versen der bekannten Prager Poeten Hugo Salus und Friedrich Adler, die unserem Bändchen als Epilog beigegeben wurden.

Erst in reiferen Jahren sind Willomitzers Erstlinge in die Öffentlichkeit getreten, nachdem sie Jahrzehnte hindurch das Entzücken kleiner Freundeskreise gebildet hatten. Der allzubescheidene Schriftsteller entschloß sich erst durch den Erfolg, den einzelne seiner Humoresken in den „Münchner Fliegenden Blättern" errangen, mit einem Dutzend reizender Schnurren unter dem Titel „Heitere Träume" hervorzutreten. Ludwig Anzengruber und Friedrich Mitterwurzer konnten nicht genug des Lobes über dieses kleine, nach dem baldigen Eingehen des Unternehmens erst im Berliner „Konkordia-Verlage" neu aufgelegte Büchlein berichten. In rascher Aufeinanderfolge erschienen im letzteren Verlage, der unter der Leitung von K. E. Franzos mächtig aufblühte, die Bände „Ins Blaue hinein", „Lauter Unica", „Das unheimliche Gebiß" und „Letzte Geschichten und Gedichte".

In allen diesen Humoresken zeigt sich eine kecke Lust am Fabulieren, die aus der Wirklichkeit ins Märchenhafte hinübergeht und uns bisweilen anmutet, als hätten wir es mit einem Nachkommen des Romantikers E. T. A. Hoffmann zu tun, mit einem wundersamen Witze, durch dessen Übertreibungen und Umkehrungen die Schärfe des Urteils hindurchblitzt. Fast immer wird das Phantastische durch den klaren Blick für das Reale aufgehellt. Der Witz erscheint aber niemals in verstandesmäßiger Nacktheit und Dürre, sondern als ein Lichteffekt in einem farbenreichen poetischen Bilde. In späteren Jahren trat noch eine Vorliebe für das Volkstümliche hinzu, die der starken sittlichen Empfindung, die aus dem Gemüte hervorbricht, eine tiefe Lebensauffassung gab, was mit dem Prager kampfdurchtobten deutschen Boden zusammenhängen mag. Dieser Humor, der in seiner erziehenden Tendenz ähnlich wie bei Gottfried Keller und Hans Hoffmann seinen Ursprung in der Kinderstube hat, findet sich oft in drolliger Weise bei Willomitzer vor.

Alfred Klaar, der sich mit inniger Liebe in die Werke des befreundeten Dichters versenkte, sagt u. a. über des Autors Humoresken: „. . . Das Lachen über unfruchtbaren Gelehrtendünkel kichert aus der drolligen Spitzbubengeschichte ‚Das unheimliche Gebiß‘ hervor, die Satire gegen die Üppigkeit, für die das Wohltun nur ein Launenspiel der Blasiertheit ist, vertieft die ‚Schnurre von der Sturmnacht‘, und mit unverschleiertem Ernste, ja mit taciteischer Strenge bricht in der ‚Schlaflosen Nacht‘ das Gericht über die Korruption und das gewissenlose geschäftliche Strebertum herein. Mit einer merkwürdigen herben Energie des Stiles und einer bewundernswerten Schärfe der Beobachtung zeichnet der Humorist in zwei Nachtstücken, in den Skizzen ‚Goldene Herzen‘ und ‚Der Ahnherr‘ die moralische Verwilderung, die Neid und Genußgier in den Gesinnungspöbel hineinträgt, aber eine sonnige Milde der Heiterkeit ist über jene Geschichten aus dem Bereiche naiver Volkstümlichkeit gebreitet, die wie z. B. ‚Der schwarze Fisch‘ die Bekehrung verirrter Gemüter darstellen. Am interessantesten zeigt sich die Skala der für Willomitzer bezeichnenden humoristischen und satirischen Stimmungen in der fein durchgebildeten Novelle ‚Ein Schauspiel für

Götter', die in dem Bande „Ins Blaue hinein' enthalten ist. Mit souveräner Laune werden da die Schwächen des Parvenu verspottet, aber zuletzt trifft der schärfste Hieb die rücksichtslosen Vertreter eines genußsüchtigen Raffinements, welches die protzige Einfalt zugleich verhöhnen und ausbeuten soll." —

Während die Karikatur nur den einen Zug übertreibt, den sie eben verspotten will, tritt die Groteske selbstschöpferisch auf. In der Art eines Rabelais macht sie aus einer Nadel einen Kirchturm und gebärdet sich scheinbar realistisch trotz der Unmöglichkeit des Gegenstandes. In „Heitere Träume" ist in der Erzählung „Helenchen und der Offizier" selbst diese seltene Art gemeistert.

Peter Rosegger schrieb über die verschiedenen Bände des Autors die bezeichnenden Worte im „Heimgarten": „Sämtliche Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind stofflich fesselnd und befriedigen den feinen literarischen Geschmack. In den letzten Jahren bin ich keinem Humor begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens beleuchtet und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet."

Daß selbst im kühleren Norddeutschland der Wert dieses Dichters völlig erkannt wurde, beweise statt vieler die eine Kritik der „Vossischen Zeitung": „In Willomitzer vereinigte sich der tiefgründige Humor des deutschen Nordens mit dem kindlichen Herzensfrohsinn des Österreichers zu einer ungemein anmutigen Mischung. Oft scheint er zu tändeln, wer aber näher zusieht, findet unter der leichten Scherzhülle sehr ernste, aus den tiefsten Gründen des Seelen- und Gemütslebens geschöpfte Gedanken und Beobachtungen.

*

Des Dichters Lyrik, die bereits in dem eingegangenen Prager Witzblatte „Hidigeigei" und ebenso in der mit köstlichen eigenhändigen Karikaturen versehenen Satire „Allerneueste Königinhofer Handschrift" (Düsseldorf, F. Bagel 1889) üppig ausreifte, wies bereits in dem „Prager Dichterbuche", das Heinrich Teweles im dortigen Verlage von F. Ehrlich (1894) herausgab,

außer Novellen einzelne Gedichte, wie die hier neu vorliegenden „Vogel Storrebein“ und „Es waren zwei Königskinder“ usw. auf. Seit der Gründung der Münchener „Jugend“ wurde seine satirische Ader erst in die richtigen Bahnen gelenkt. Unter fünf Namen, seinem eigenen und den Pseudonymen Willo, Loki, Josephus und Bohemund sind vom Jahre 1896 bis 1900, bis zu seinem Tode, fast allwöchentlich „aktuelle“ Scherzgedichte über die neuesten, „weltgeschichtlichen Ereignisse“ erschienen und wurden von tausenden Lesern begierig gelesen. Schade, daß nur wenige dieser Gedichte wegen der nötigen erläuternden Notizen in diesen Auswahlband aufgenommen werden konnten. Mögen die mitgeteilten Proben, wie „Ein Glückwunschbesuch“, „Redaktionsbriefkasten“, „Der falsche Nepomuk“ usw. die freundlichen Leser zu eigener Prüfung veranlassen. Denn wo sich Phantasie und Urteilskraft berühren, entsteht Witz; wo sich Vernunft mit Willkür paart Humor, und das Willkürliche gibt dem Humor seinen besondern Reiz. Denn der wahre Humor hat vom Leben gelernt, das Leben zu ertragen und so verurteilt er die Verkehrtheiten nicht, da er seine eigenen Schwächen kennt und erweckt durch diese Gutmütigkeit eine seltsame Mischung von Teilnahme und Rührung. Die innere Regsamkeit eines frohen Genius ist eine Art von Begeisterung, die plötzlich erscheint wie ein schöner Maientag nach Aprilwetter und spielt mit allen, mit der Natur und ihren Neckereien, wie mit Schwierigkeiten und Gefahren. So lacht die Menge, wenn die Schwärmer eines Feuerwerkes um sie herumprasseln, wird aber ernst, wenn die Raketen sich in die Luft erheben. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur das in seiner Art einzige, von Bruno Schmidt geistvoll vertonte Gedicht „Seelenbündnis“ („Berliner Harmonie-Verlag“) in seiner wundersamen Mischung von Scherz und Ernst. Viele Tausende hat bereits vom seligen „Überbrettl“ dieses Lied entzückt, ohne daß ihnen der wirkliche Wert dieser Perle des toten Dichters sonderlich aufgefallen wäre. Man betrachte nur, auf welcher überlegenen Höhe der Autor über seinen Gestalten steht, so daß er sie lächelnd in ihren Torheiten und Widersprüchen charakterisieren kann.

Aber Frohsinn ist mehr als Freude über ein erlangtes Gut,

er ist reiner Genuß des Daseins, wo Vergangenheit und Zukunft uns anlächelt, und wo wir uns erhoben fühlen über Welt und Zeit zu dem unbekannten Höchsten.

Ein Einakter dieses Dichters, „die Kritik der reinen Vernunft", ein Lustspiel mit köstlicher Situationskomik, wurde 1881 auf dem Prager deutschen Landestheater und zahlreichen anderen Bühnen stets mit starkem Erfolge gegeben. In diesem reizenden Stücke spielt ein deutscher Turner die Hauptrolle, und ist außer einigen kleinen deklamatorischen Scherzen besonders das dem „Prager deutschen Turnvereine" gewidmete Festspiel „Gut Heil" weitestgehender Verbreitung und neuer Buchausgabe würdig. Ja selbst eine köstliche, in kristallklarem Deutsch geschriebene Jugendschrift über die Erlebnisse des mit ihm befreundeten Nordpolfahrers Heinrich Klutschak erschien von ihm in der Rothaugschen Bibliothek unter dem Titel „Ein deutsch-österreichischer Eskimo".

Was der Dichter als Mensch seinen Freunden bedeutete, darüber möge die berufene Feder des unterdessen am 20. November 1906 gleichfalls verstorbenen Wiener Dichters J. J. David berichten, der seinem Freunde im „Neuen Wiener Journal" folgenden Nachruf widmete: „Eine sehr tapfere und höchst liebenswürdige Erscheinung ist mit Willomitzer für immer von der Tribüne abgetreten, von der er so oft den hellen Kampfruf des Publizisten, ein streitbarer Vorkämpfer für deutsches Volk und deutsches Recht, erhoben hatte. Er war ein Deutschböhme, und dieser kraftvolle mannhafte Stamm hatte in der Gegenwart wenig bessere und keinen anhänglicheren Sohn als den Chefredakteur der ‚Bohemia'. Seine Gesinnung war ehrlich und lauter. Er war durchdrungen von der unendlichen Wichtigkeit des Deutschtums für Böhmen, von der Notwendigkeit, den von allen Seiten umdrängten Posten zu behaupten und mindestens nicht aufzugeben. An seinem Charakter konnten auch seine Gegner nicht mäkeln. Durch Tätigkeit war er emporgekommen, und mit Tatkraft hat er sich behauptet. Dabei war er im ganzen ein beschaulicher Mensch, eher schweigsam als redselig, und doch hatte er mehr als einmal ein Schlagwort ausgegeben, das in allen Gemütern Widerhall fand. Ein zuverlässiger Mensch von höchster Ehrlichkeit ohne Falsch und ohne Argwohn, gerade Wege gewohnt, ein

hilfreicher Förderer junger Begabungen, tüchtig in allem und geschickt in der Art, wie er jedes Ding angriff und nach seiner Bedeutung zu schätzen wußte, so war Josef Willomitzer und so wird er allen im Gedächtnisse stehen, die ihn kannten und also liebgewannen."

Ganz Deutschböhmen ist sein Lied „Stoß an, du blasser Junge" (nach der Weise „Im Krug zum grünen Kranze"), das einem schlichten Flugblatte zu einem Kaiser Josef-Kommerse (1880) seine Entstehung verdankte, zu einem nationalen Volksliede im schönsten Wortsinne geworden.

Als Schlußwort möge dieses Lied den deutschen Brüdern diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle eine Mahnung sein, das Andenken an einen der besten Söhne des deutsch-böhmischen Bruderstammes in treuer Liebe zu bewahren.

„Stoß an, du blasser Junge!
Das Banner ist entrollt,
Hoch weh' das heilige Banner,
Das Banner schwarz-rot-gold!"

Drauf er: „Ich bin ein Deutscher!
Doch trink' ich nicht mit euch,
Dieweil ihr schielt hinüber
Ins große deutsche Reich!"

Ich tät' mich zu ihm setzen
Und lacht' ihm ins Gesicht:
„Mein Freund, du tust mich dauern,
Du bist ein armer Wicht!

Ei, glaub' doch nicht das Märlein
Von unserer Schielerei,
Wir schielen nicht, wir schauen
Hinüber frank und frei.

Wir schauen frei und offen,
Wir schauen unverwandt,

Wir schauen froh hinüber
Ins deutsche Vaterland."

Wien-Budweis, März 1908.

Dr. Robert Reinhard.

Josef Willomitzer.

Friedrich Adler.

Reime, frohe Spielgesellen,
Muntre Tänzer ihr und Fechter,
Heute schweige das Gelächter
Und der Klang der hellen Schellen.

Der auch über Tal und Hügel
Keck getummelt, sonnentrunken,
Jäh ins Grab ist er gesunken,
Und der Hand entfiel der Zügel.

Und wir stehen tiefbeklommen,
Sehen bang die Lücke klaffen,
Denn es ward im vollen Schaffen
Uns ein ganzer Mann genommen.

Ob er in der wetterschweren,
Ernsten Zeit gekämpft als Streiter,
Ob er träumend, kindlich heiter
Hat gewebt an bunten Mären:

Sah er, reif und rein, ein Spötter
Und ein Priester in das Leben,
Seiner Schönheit hingegeben,
Und verlachend falsche Götter. —

Reime, frohe Spielgesellen,
Heut ertönt euch düstres Mahnen —
Kommt aus lichten Wolkenbahnen,
Euch um eine Gruft zu stellen.

Trauernd schlingt und stumm die Kette,
Laßt den Frieden um ihn walten.
Und die Grazien selber halten
Wacht an seinem stillen Bette.

(Dieses Gedicht entstand unter dem Eindruck der Todesnachricht.)

Josef Willomitzer.

(Aus der „Jugend".)

Da wir an deinem Grabe standen,
Du froher Mann, die wir dich sehr geliebt,
Da ward dein Scherz zum erstenmal zuschanden,
Da hast du uns zum erstenmal betrübt.

Du warst ein Dichter! Magst du's auch bestreiten:
„Ich war nur Humorist! Was fällt euch ein!"
Es griff der Sturm in deiner Seele Saiten
Und wühlte drin: sie aber klangen rein.

Du warst ein deutscher Dichter! Deine Stimme
Klang aus der besten deutschen Brust empor,
Und war dein Herz erfüllt von Trotz und Grimme,
Flog draus beschwingt ein Liederschwarm hervor.

Du warst im rauhen Prag ein deutscher Dichter,
So ward dein heitrer Sang ein Sehnsuchtsschrei:
So dunkler rings die Nacht, so klarer, lichter
Sahst du hinüber, froh und frank und frei.

Ein deutscher Dichter stirbt dem deutschen Volke!
Uns ist dein Tod mehr als ein Dichtertod!
Uns hat der Blitz aus unbarmherziger Wolke
Das Steuer unsres schwanken Schiffs bedroht.

So stehn wir um dein Grab, ins Herz getroffen —
Da tönt es aus der dunklen Gruft herfür:
„Seid mutig, Freunde! Kämpfen heißt's und hoffen!"
Hab Dank, du Tröster! Wir gehorchen dir!

Prag, 7. Oktober 1900. Hugo Salus.

A. Humoristische Gedichte.

Zum lyrischen Saison-Beginn.

Der holde Lenz ist nicht mehr fern,
Und den bedichten viele gern,
Denn aus dem Winterschlaf erwacht,
Sobald sich regt die Frühlingspracht,
So wie der Frosch auch der Poet,
Der dann gestärkt ans Dichten geht.

Gewiß erscheint das Dichten viel
Humaner als das Fußballspiel,
Wobei der Feind mit raschem Schritt
Nicht selten auf den Bauch uns tritt. —
Doch wenn du frönst der Poesie,
Mein Freund, so übereil' dich nie.
Vorher gereimt — nachher bedacht,
Hat manchem schon Malheur gebracht!

Reim' niemals auf den edlen Lord:
Gemeinheit, Raub und Massenmord,
Sonst kommt John Bull voll Wut heran.
Was nützt uns dann — der Flottenplan? —
Nie reime „Roß und Reisige"
Auf irgend welche „steile Höh'" —
Denn wenn's ihm auch kein Mensch verbot,
Singt so was nie der Patriot! —

Auf deinen Nächsten, der ein Tschech,
Reim' nie das Adjektivum „frech",
Sonst kann es sehr leicht möglich sein,
Daß er dir schlägt den Schädel ein! —
Reim' keine volle Mädchenbrust,
Mein lieber Freund, auf Frühlingslust,
Auch reime keinen Marmorleib
Auf süßen Minnezeitvertreib;
Nimm gleich dem Künstler dich in acht
Vorm Heinze, der Gesetze macht! —

Auf einen groben Kavalier
Reim' durchaus niemals: Trampeltier,
Denn sonst erscheint mit kalter Hand
Am nächsten Tag der Sekundant,
Und häufig starb schon auf der Stell'
Der oder jener im Duell! —
Und auf den Herrn von Mandelblüh
Reim' nie und nimmer: Parvenu.
Viel schöner klingt's auf Englisch. Nenn
Daher ihn lieber Selfmademan,
Dann wirst im Glanze seiner Gunst
Du nobel speisen und umsunst. —

Kurzum: bevor man's druckt, beschau
Ein jedes Wort dir ganz genau,
Und präg' dir diese Regeln ein,
Sie werden dir sehr nützlich sein,
Wenn du aus ihnen ziehst Gewinn
Beim lyrischen Saison-Beginn!

Der falsche Nepomuk*).

Die Welt ist jetzt sehr unsolid,
Der Schwindel blüht, wohin man sieht.
Man fälscht gewissenlos die Ware,
Man fälscht die Zähne, fälscht die Haare,
Man fälscht den Wein, man fälscht den Schmuck,
Man fälscht sogar den Nepomuk,
Wie uns ein frommes Tschechenblatt
Unlängst voll Zorn berichtet hat.
In Schichowitz ein altes Weib
War schon verdorrt an Seel' und Leib.
Acht Jahre sind's beiläufig jetzt,
Seit immer sie drei Nummern setzt
Voll Hoffnung in die Lotterie,
Doch diese Nummern kommen nie;
Obgleich das Weib stets im Gebet
Zum Nepomuk inbrünstig fleht,
Daß endlich er doch gnadenvoll
Das „Terno“ kommen lassen soll.
Und vor der Ziehung allemal
Bedeckt mit Küssen ohne Zahl
Das Bild sie, dieses Gottesmannes,
Den buntpapierenen Johannes.
Umsonst! Verlorene Liebesmüh'!
Denn die drei Nummern kommen nie.

---

*) „Schon vor Jahren haben wir auf den Unfug hingewiesen, der von einigen lithographischen Anstalten in Prag und anderwärts getrieben wird, indem sie Heiligenbildchen mit den Porträts lebender Juden und Jüdinnen in den Handel bringen. Nun berichtet darüber neuestens ein Mitarbeiter des ‚Cesky Kray‘, daß er in Schichowitz einen Hausierer mit Heiligenbildchen traf, auf denen der Korrespondent die vom Heiligenschein umgebenen Gesichter von etwa zwölf ihm bekannten Juden und Jüdinnen entdeckte, darunter die Physiognomie eines jüdischen Fabrikanten in Strakonitz . . .“ („Katolické Listy“, 1898.)

Das alte Weib erkennt mit Schrecken:
Da muß etwas dahinter stecken!
Und richtig! Einst bemerkt' ihr Vetter
Das Bild und rief: „Ei Donnerwetter,
Das ist ja gar kein Nepomuk,
Und wenn ich ihn genau beguck',
So ist das — Himmel, Hagel, Blitz! —
Der Moses Kohn aus Strakonitz!" —
Jetzt freilich wird es sonnenklar,
Was früher unbegreiflich war.
Da — freilich! — kann kein Beten frommen,
Da kann ein Terno niemals kommen!

Redaktionsbriefkasten.

Fast jede Post bringt eine Menge Fragen
Dem vielgeplagten Redaktionsbureau.
Ein jeder will, die Zeitung soll ihm sagen
Die Antwort auf sein „Wann?" und „Wie?" und „Wo?
Bald handelt sich's um eine Wirtshauswette,
Bald ist es nur ein dürrer, trockner Streit —
Die Zeitung soll ihn schlichten, denn sie hätte —
So glaubt man — großen Überfluß an Zeit.
Oft stöhnt der Redakteur, wenn solche Fragen
Auf ihn herniederprasseln hageldicht:

O fragt die Sterne, denen meine Klagen
Ich oft vertraut, mich aber fraget nicht!
O fragt mich nicht, wie man von weißen Hosen
Fett= oder Tintenflecke leicht entfernt,
Aus welchem Buch die Sprache der Franzosen
In kurzer Zeit man spielend leicht erlernt? —
Fragt nicht, wie man geruchlos Handschuh putzen
Und mildern kann die Hühneraugen=Qual,

Und wie der Mensch es anfängt, um mit Nutzen
Konkurs zu machen — ohne Kriminal?

O fragt mich nicht, ihr lieben, werten Freunde,
Ob nicht der Eisbär auch am Südpol haust,
Und: was denn Goethe eigentlich nur meinte
Mit seinem Hexeneinmaleins im „Faust“? —

Fragt nicht, wie man soll schreiben oder reden,
O fragt mich nicht, wie man wohl sagen muß:
Hat oder ist jetzt dieser Mann getreten
Mir oder mich auf meinen Fuß?
Gebt lieber acht, damit es nicht geschehe,
Denn Tölpel gibt es leider überall,
Und wird ein Fuß getreten, tut es wehe
In jedem Fall! —
O fragt mich nicht, wie man den Kropf vertreiben
Und wie man es zustande bringen kann,
Daß uns die Haare auf dem Kopfe bleiben,
Wenn ihre Pracht zu schwinden schon begann.
O fragt mich nicht, ob Gossensaß, ob Ischl
Und ob der Rhein mit seiner Lorelei
Dem Sommeraufenthalt in Leitomischel
Und Rapajedel vorzuziehen sei? —

O fragt mich nicht, wie lang' der Mensch im Landsturm
Mitkämpfen muß, sobald ein Krieg ausbricht,
Und wie er sich, wenn er ihn hat, vom Bandwurm
(Samt Kopf) befreien kann — o fragt mich nicht!
O fragt mich nicht: Woher sind die Zitate:
„Allons enfants de la patrie“ —
„Lasciat' ogni speranza voi ch'entrate“ —
„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie“ —
„Auch ich war in Arkadien geboren“ —
„Die Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ —

Und: „Polen ist noch nicht verloren“ — —
Woher wird das zitiert? — O fragt mich nicht!

O fragt mich nicht, wie man in einer Wohnung
Das Ungeziefer schnell vernichten kann,
Und was man seiner Braut voll sanfter Schonung
In ihr Gedenkbuch zärtlich dichten kann? —
O fragt mich nicht: Wie muß man spekulieren,
Im Börsenspiele, das jetzt so modern,
Um ohne Risiko zu profitieren? —
O fragt mich nicht; das wüßt' ich selber gern!

Fragt nicht, wie lang' per Bahn man fahren müßte,
Wollt' man direkt hinauf zum Mond entfliehn?
Was hätt' man denn davon, wenn man das wüßte?
Ihr fahrt ja doch nicht hin! —
Fragt nicht, in welcher Stadt Torquato Tasso
Gestorben ist, und was sein Haupt-Gedicht?
Und fragt mich nicht, wie hoch der Chimborasso,
Wieviele Türme Prag hat — fragt mich nicht!

O fragt mich nicht, wann Brutus bei Philippi
Geschlagen wurde? Fragt auch nicht, von wem?

Und fragt mich nicht, wie lang' der Mississippi,
Und wie man heilt ein Lungen-Emphysem? —
Fragt nicht, wie weit von Neutitschein in Mähren
Der Weg nach Binz am Ostseestrande sei,
Ob einen Walfisch-Säugling zu ernähren
Mit warmer Kuhmilch man imstande sei? —
Von welchem Arzt man sich behandeln ließe
Am besten? Fragt mich nicht; wählt, wen ihr wollt,
Und fragt mich nicht, von welcher Entreprise
Ihr später euch begraben lassen sollt?

O fragt mich nicht so grausam durcheinander:
Wohin der Manzanares sich ergießt,
Warum der Bursche reibt den Salamander,
Wie weit man heute mit Kanonen schießt?

Den Brockhaus fraget, oder fragt den Meyer,
Ihr, die ihr auf das Fragen so erpicht.
Wie oft ich euch bereits gewünscht zum Geier?
O fragt mich nicht!

„Es waren zwei Königskinder ...“

Dem Röslein gleich im Blumentöpfchen,
So sitzt die Jungfrau festgebannt,
Sie seufzet bang — das blasse Köpfchen
Neigt sich, gestützt von schmaler Hand.

Doch plötzlich hebt sich mit dem Mieder
Ihr scharfgeschnittenes Profil,
Denn wagend naht der Jüngling wieder,
Den nie sein Wagen führt zum Ziel.

Und mit dem Blicke seiner Augen,
Der hoffnungslos zu wagen klagt,
Will sich ihr Blick zusammensaugen,
Der, was sie fühlt, zu sagen wagt.

Ach, würde doch der Tag erscheinen,
Da ich mit dir enteilen dürft'!
So sagt ihr Aug', das an dem seinen
In flüchtigem Verweilen schlürft.

Jedoch in seines Auges Blitzen,
Die Worte klar zu lesen sind:
Ach könnt' ich doch geruhig sitzen,
An deiner Seite, süßes Kind!

So wiederholt sich oftmals täglich
Des Glückes kurzer Flammenschein;
Die beiden lieben sich unsäglich
Und können nie beisammen sein!

Auf des Geschicks ruhloses Treiben,
Wirft dieses Lied ein scharfes Licht:
Die Jungfrau will nicht sitzen bleiben —
Der Jüngling will's — und darf es nicht!

Wie Ahasver der Wanderjude,
So muß er schweifen hin und her.
O Jungfrau in der Tabaksbude,
O armer Tramwaykondukteur!

Die „Benehmität" bei Tische.

Gedächtnisverse.

Tischdame heißt die Frau, die munter
Zu Tisch führt der galante Mann.
Schieb' hilfreich ihr den Sessel unter,
Daß sie bequem sich setzen kann.
Dann setz' dich selbst, nimm die Serviette,
Leg' sie entfaltet auf die Knie,
Pfropf' an den Hals sie nicht, der nette
Moderne Jüngling tut das nie!
Auch in das Knopfloch sie zu stecken
Gilt, merk' dir's, keineswegs als fein!
Daß Hemd und Rock wir nicht beflecken
Wird Sache unsrer Vorsicht sein!
Herrscht an dem Tische große Enge,
Dann mache man sich möglichst schmal!
Aus Artigkeit wird im Gedränge
Sogar der Elefant zum Aal!

Da liegt dein Brötchen. Doch: ich bitte,
Mit deinem Messer schneid' es nicht,
Denn jeder der das Brötchen schnitte,
Wär' ein Verbrecher, weil man's bricht!
Da kömmt die Suppe! Ungeduldig
Fällt drüber her der Egoist;
Du aber, Jüngling, bist dir schuldig,
Es zu verbergen, wenn du's bist!
Nie stürze dich auf deine Beute,
Auch wenn es Überwindung braucht,
Bevor das Weib an deiner Seite
Den Löffel in die Suppe taucht.
Die Frau, die du zu Tisch geleitet,
Das präg' dir ein, vergiß es nie,
Bleibt deinem Schutze unterbreitet.
Bedien' und unterhalte sie!
Wenn möglich, plaudre geistreich=heiter,
Doch fällt dir nichts Gescheitres ein
Als Staatsrecht, Reichsrat und so weiter,
Dann freilich laß es lieber sein!
Viel eher noch erzähl' vom Wetter
Und von der Oper allerlei
Und was Herr Löwe für ein netter
Humorbegabter Künstler sei.
Ist es ein Fräulein, mußt verschonen,
Wär' noch so schön ihr Körperbau,
Du sie mit eitlen Illusionen,
Willst du nicht wirklich sie zur Frau!
Denn heilig ist die Mädchen=Reinheit,
Und von der bloßen Illusion,
Die du erweckst nur aus Gemeinheit,
Da hat die Jungfrau nichts davon!

Was bei der Suppe wir nicht dürfen,
Weil guter Ton es streng verpönt,

Das ist zunächst das laute Schlürfen,
Das man sehr leicht sich abgewöhnt:
Langsam den hintern Teil erhebend
(Des Löffels nämlich) führet man
Zum Mund die Spitze. Leise schwebend
Entleert der Löffel selbst sich dann.
Daß man sich nicht den Bart beträufelt,
Verlangt gebieterisch der Takt,
Der schönste Bart erscheint verteufelt
Unschön als Suppen-Katarakt!

„Weiß oder Rot?“ tönt jetzt die Frage.
Wünscht deine Dame weißen Wein,
So schenk' ihr Weißen zum Gelage,
Und sagt sie Rot! schenk' Roten ein.
Die Flasche nimm nie mit der Linken,
Nimm stets sie mit der rechten Hand!
Korkstückchen mußt du selber trinken,
Denn du bist Mann und bist galant.
Drum gieß dir selbst zunächst ein wenig,
O Jüngling, in dein Glas hinein,
Und dann erst fülle untertänig
Nicht ganz das Glas der Frau mit Wein!

Zum Munde führen statt der Gabel
„Nachbohrend bis ans Heft den Stahl“
Das Messer manche. Höchst blamabel
O Jüngling, ist dies allemal!
Laß mit gesperrter Schrift es drucken
Dir ins Gemüt und merk' es dir:
Nicht einmal lecken, niemals schlucken
Darf man es je! Cela va sans dire!
Soll nicht für immerdar erblassen
In der Gesellschaft, Mensch, dein Stern

Dann mußt du dir's gesagt sein lassen:
Das Messer bleibt den Lippen fern!

Daß man die Gabel in der Linken,
Das Messer in der Rechten hält,
Die Finger nicht bis in die Zinken
Beziehungsweise Klinge stellt,
Will als bekannt voraus ich setzen,
Obgleich gar mancher Ignorant
Selbst diese Regel zu verletzen
Schon oft genug sich unterstand.

Dem Zarten kömmt man zart entgegen.
Jetzt naht der Fisch. Der Fisch ist zart.
Das Messer fort! Man senkt den Degen
Vorm Fisch, so will's die Lebensart.
Nur mit der Gabel, ohne Messer
Ißt man den Fisch! Ein Stückchen Brot
Hilft (diesmal gable rechts) dir besser
Erfüllen dieses Tischgebot.
„Der Meister kann die Form zerbrechen“,
Singt Schiller zwar, jedoch zumeist
Verübelt man solch ein Verbrechen
Bei Tisch sogar dem Mann von Geist.
Ein Held der Feder jüngst verhöhnte
Die Form, indem den Fisch er schnitt.
Frau Buska saß dabei und stöhnte,
Es war unsagbar, was sie litt!

Fischgräten darf man nicht verschlingen,
Das wußtest selbst du schon, ei ei!
Jedoch um dies zustand' zu bringen,
Zerwühltest du den Fisch zu Brei.
Gefehlt, mein Sohn! Was du vernichtet
Im Eifer hast, war von Natur

Schon eigens für dich aufgeschichtet,
Du Tölpel übersahst es nur!
Damit dir künftig diese Klippe
Nicht abermals gefährlich sei,
Studier' daheim das Fischgerippe!
Der Fisch ist keineswegs ein Brei.

Wenn in der Speise zwischendrunter
Dein Blick vielleicht ein Haar entdeckt,
Schlag keinen Lärm, würg' es hinunter!
Das Gegenteil wär' inkorrekt,
Denn „hat der Jüngling ein Vergnügen,"
Dies tat schon längst ein Weiser kund,
„Dann sei er dankbar und verschwiegen!"
Drum prahle nie mit solchem Fund!

Dasselbe gilt ganz selbstverständlich,
Fändst du noch Schlimmres als ein Haar,
Zum Beispiel, oh, das wäre schändlich:
Ein Hühneraug' der Köchin gar!
Würg' es hinunter stumm, heroisch
Und grolle nicht, wenn's Herz auch bricht!
Würg' es hinunter schweigend, stoisch
Und prahle mit dem Funde nicht!

Nun gibt es wohl noch manche Sachen,
Wo man nicht weiß: Wann? Wie? und Wo?
Sieh zu, wie es die andern machen
Und mach' es möglichst ebenso!

Mußt du ein Taschentuch gebrauchen
Bei Tisch, so tu das still und keusch.
Es sei ein sanftes, leichtes Hauchen,
Kein widerwärtiges Geräusch!
Nie darfst du dann im Tuch studieren

Das Resultat, das dort entstand
So sehr das dich mag interessieren,
Nicht ist es andern interessant!
Singt Schiller auch: „Mit Fleiß betrachte,
Was aus der schwachen Kraft entspringt“,
Ans Taschentuch gewiß nicht dachte
Der Dichter, welcher dieses singt!

Kömmt schließlich eine Wasserschale
Trink' sie nicht aus, denn schmachbedeckt
Trotz aller Müh' mit einem Male
Wärst du durch diesen Schlußeffekt!

Zahnstocherei wirkt nie entzückend,
Darum entsag' dem holden Wahn,
Als wär' dein Anblick sinnberückend,
Wenn du dir stocherst deinen Zahn!
Willst du schon stochern, so vertag es,
Bis endlich, endlich, Gott sei Lob
Nach Abschluß unseres Tischgelages
Sich die Gesellschaft rings erhob.
Dann kannst du dir den Anschein geben,
Als hättest du an jener Wand
Das kleine Landschaftsbild soeben
Als höchst bemerkenswert erkannt.
Vor diesem Bilde meinetwegen
Kannst stochern du, doch nur diskret.
Auch wem an Bildern nichts gelegen,
Darf heucheln, daß er was versteht.

Befolgst du alle diese Regeln,
Dann ist das Schlimmste schon getan,
Bald wirst du „alle Neune“ kegeln
Auf feinster Sitte Kegelbahn,
Dann wirst du wie auf grünen Auen

Durchs Leben ziehn; dann winkt dir, oh
Gar bald die Gunst der schönsten Frauen
Als einem Jüngling comme il faut!
Doch wer verstockt sich nicht gewöhnen
An diese edlen Sitten will,
Um wilder Eßlust nur zu frönen
Vergleichbar schier dem Krokodil,
Fürwahr, der schadet sich beträchtlich,
Manch schöner Mund belächelt ihn
Und seufzt dabei vielleicht verächtlich:
„Das ist der reine Nassreddin!“

Schüttelreime eines Urlaubslosen.

Beinah' ein jeder Gaul der Pflicht,
Wie fügsam und wie fromm er sei,
Macht, daß er nicht zusammenbricht,
Vier Wochen sich im Sommer frei.
Wohl jedem, welcher fern von Prag
Sich einen Sommersitz erwählt,
Wo ihm Herr Kohn nicht Tag für Tag
Denselben faulen Witz erzählt!
Wohl dem, der sich zum Aufenthalt
(Der Tschech, daß er ihn hätt', er wollt'
Es gern) erkor den Böhmerwald —
Besonders wenn das Wetter hold!
Wohl dem, der schwärmt für Bier und Kunst
Und sich in München niederläßt,
Wo das Gefühl der Schicksalsgunst
Ihm bald die Augenlider näßt!
Wohl dem auch, der Tirol besucht,
Wo's mächtig ringsumher erschallt,
Weil zornentbrannt der Bischof flucht:
„Daß keiner mir den Scherer halt'!“

Wohl dem, der sich den Hochgenuß
Der Reise in die Schweiz erringt,
Wo man per Bahn sich, statt zu Fuß,
Der „Jungfrau" Gunst bereits erschwingt.
Doch während mancher Sommerplan
Sich nur aufs feste Land erstreckt,
Zieht's viele nach dem Ozean,
Wo schmeichlerisch den Strand er leckt,
Und wo der Badegast ins Meer
Im Herrenbad voll Wonne sinkt,
Indes vom Damenbade her
Sein Weib im Glanz der Sonne winkt.
Wär's just nicht seine, die dort prunkt,
Was liegt daran? — Den Prüden sei's
Gesagt, daß ich in diesem Punkt,
Den zwanglos heitren Süden preis'!
Dort trennt das schönere Geschlecht
Vom starken man im Wasser nicht,
Und wie im Karpfenteich der Hecht
Fährt dort umher manch nasser Wicht,
Daß man an Böcklins Bilder denkt. —
Doch ach! Im Sehnsuchts-Zuge flieht
Fernhin mein Denken. — Heimgelenkt
Es jetzt im matten Fluge zieht.
Ich kenne keinen, der verstockt
Noch fronen im Bureau gewollt,
Wenn Berg und Wald im Sommer lockt
Und fern des Meeres Woge rollt.
Manch Sommerreise-Pracht-Plakat
Winkt höhnisch mir, zu beißen an.
Im Hintergrunde pfeift's jetzt grad':
Es pfeift auf mich die Eisenbahn!

An „es“.

„An sie“, die Holde, Süße, Zarte, richtet
Der Dichter seinen lyrischen Exzeß.
Von Dichterinnen wird an ihn gedichtet.
Ich aber richte dies Gedicht an „es“.

O du polemisch schärfstens Abgelehntes,
Mit wüstem Zorngeschrei Bekämpftes, du —
Und insgeheim ringsum Herbeigesehntes —
Dir strebt mein Sinnen und mein Trachten zu!

O komm herbei, ich will mich an dir laben,
O lindre meiner heißen Sehnsucht Qual! —
Laß endlich auch einmal von mir dich haben,
Von vielen schon gehabtes — Kapital!

Wenn Hände, arbeitshart, sich wütend ballen,
Um dir zu drohn, so kann ich das verstehn.
Den Massen mußt du allerdings mißfallen,
Weil sie in dir des Weltleids Quelle sehn.

Das Heucheln nur — tiefinnerst mich verdrießt es —
Des Laffen, dem die Massen — Not egal,
Der skrupelfrei schmarotzend zwar genießt es,
Doch vor der Welt es schmäht, das Kapital!

Das eitle Gauklervolk, das wohlbekannte,
Den grünen Jungen, dem das Rot modern —
Die proletarisch parfümierte Bande,
Die halt' ich sorglich mir vom Leibe fern.

Erkünstelt ist ihr Haß — doch meine Liebe
Zu dir ist echt, o holdes Kapital!
Sei überzeugt, daß immer treu sie bliebe.
O komm! — Auf welchem Weg? — Du hast die Wahl.

Komm als Vermächtnis einer reichen Tante,
Von der bisher noch nichts vernahm mein Ohr,
Und die in Moskau oder Alicante
Zu ihrem Erben sterbend mich erkor.

Komm als das große Los! — Komm als was immer,
Verlang nur nicht, daß ich zu lange spar',
Bis du mir lachst mit goldenem Geflimmer
Als aufgehäuftes Dichterhonorar!

O komm herbei, umschwirrt von Amoretten —
Komm — wie du willst, — du wirst willkommen sein.
Du bringst mir Freiheit, du zersprengst die Ketten —
Zujauchzen will ich dir: „Jetzt bist du mein!"

Der Genius.

Jüngst kam mein Genius zu mir.
„Schreib," rief er, „ich diktiere dir!"
Ich sprach: „Was wird's denn wieder sein?"
Lud ihn nicht mal zum Sitzen ein.
Er aber nimmt gemächlich Platz
Und lacht: „Was soll's denn sein, mein Schatz?
Ein Scherzgeschichtchen, nett und blank,
Ein frischer, anspruchsloser Schwank." —
„Ach, anspruchslos!" sprach ich mit Groll —
„Warum nicht endlich anspruchsvoll?
O Genius, nimm's nicht so leicht,
So wird der Nachruhm nicht erreicht.
Ich schreib' mir fast die Finger krumm
Und finde doch kein Publikum,
Das mir tiefinnerst aufgeregt
Den Lorbeer um die Stirne legt.
Wer kennt mich denn in Temesvar —
In Gibraltar und Zanzibar?

Wer spricht von mir in Reykjavik,
In Neuruppin und Mozambique?
O Genius — und welcher Hahn
Kräht denn nach mir in Teheran?
Vom Geldpunkt, nämlich vom Ertrag
Ich vollends gar nicht reden mag!
O Genius, du trägst die Schuld.
Mir fehlt's an Fleiß nicht und Geduld.
Mir fehlt auch nicht der Freundeskreis,
Der liebreich mich zu fördern weiß.
Freund Fritz, der einen Vetter hat
Beim Gogelheimer Wochenblatt,
Lobt mich in mancher Rezension,
Und dennoch hab' ich nichts davon.
Mir fehlt auch nicht der Wagemut
Zu schreiben ganz genau so gut
Wie Goethe, Schiller und Shakespeare.
Daß ich's nicht kann, liegt nur an dir —
An dir, daß ich's nicht einmal kann
Wie Gerhart Haupt- und Sudermann ..."
Bei diesen Worten unterbricht
Mich ernst mein Genius und spricht:
„Leicht pflanzt sich das Kaninchen fort —
Beim Löwen grenzt es schon an Mord,
Sobald er brünstig seiner Braut
Die Pranken um die Flanken haut.
Und ringen muß und kämpfen muß
Der Mensch mit seinem Genius,
Wenn er den höchsten Ruhm erstrebt
Der ihn bis an die Sterne hebt.
So einer wälzt sich in der Nacht
Auf seinem Lager, daß es kracht.
So einer geht bei Tag einher
Geknickt, betäubt und sorgenschwer.

So einer hat es gar nicht gut,
Schier sprengt ihn seine innre Glut.
Und daß das schwere Werk gelingt,
Gilt keineswegs ganz unbedingt,
Oft wird erzeugt vom Genius
Im Kampf ein mus ridiculus.
Dann hat man sich umsonst geplagt
Und weder Glück noch Ruhm erjagt.
Mit dir zu ringen liegt mir fern —
Ich hab' dich wirklich viel zu gern.
Genug, daß dir manch Lied gelang,
Das fröhlich der und jener sang,
Und mancher Scherz und mancher Hieb,
Der auf dem Gegner sitzen blieb.
Du sollst mein Freund sein — nicht mein Knecht!"
Ich dachte nach und gab ihm recht
Und brachte eine Flasche Bier.
Da trank er stillvergnügt mit mir.

Der Kuß aufs Auge.

Prof. Dr. Uthoff in Breslau teilt zur Warnung mit, daß eine junge Frau, die von ihrem Gatten häufig auf die Augen geküßt worden war, durch die hierbei ins Auge gelangten Pneumokokken, deren Vorkommen im Munde nichts Außergewöhnliches ist, die Sehkraft fast vollständig einbüßte.

Komm, Freundin, komm und neig' dich zu mir nieder
Und lindre, die mich schier versengt, die Glut! —
Mathilde kommt, küßt mir die Augenlider,
Und wunder-weich und wohl wird mir zumut,
Wie sänftigend, wie wonnig wirkt die stille,
Geheimnisvolle Macht der Sympathie! —
Doch sieh: da schiebt ein Mann mit einer Brille
Sich drohend plötzlich zwischen mich und sie.

„Ich bin Professor Uthoff", sagt er trocken,
Und dann beweist er gründlich mir und klar,
Wie leicht das Auge durch die Pneumokokken
Geraten kann in schreckliche Gefahr.

Ja, ja, so geht's! Kaum tut man sich ein Bene
Und denkt dabei: „Was kann da weiter sein!" —
So fährt auch schon die liebe Hygiene
Dazwischen rauh und sagt entschieden: Nein!

Eine Scheffel-Feier.

Was Tausend, welch ein buntes Zechgelage!
Welch ein Gewühl voll greller Farbenpracht,
Voll fessellosem, frohem Ungestüm!
Welch Durcheinander heiterer Gestalten! —
Aus aller Herren Ländern kamen sie,
Aus aller Zeiten Rahmen hergeeilt,
Als habe sie die ungezähmte Lust
Des Karnevals so toll und froh vereinigt.

— Es sind des Dichters Scheffel Kreaturen,
Die er geformt aus dickem Pfeifenqualm
Jungfröhlichen Studenten-Trinkgelages,
Die er belebt mit herrlichem Humor,
Die er erschuf für alle Zeit, solang'
Bei Sang und Becherklang aufwallen wird
In hoher Glut das junge deutsche Blut.
Und sieh! Den Vorsitz führt voll Gravität,
Der Fauna grauer Urzeit angehörend,
Ein Ungetüm, gar seltsam anzuschauen,
Doch höchst gemütlich sieht es drein und prangt
„In voller Wichs" und wedelt mit dem Schweife.
Das Gaudeamus singt es mit den andern,
Das alte, mächtige Studentenlied,

Und dann erhebt es sich und reckt und streckt sich,
Um eine stolze Pauke loszulassen.
Und also hebt es an:

— „Ichthyosaurus,
Das ist mein Name, wie ein jeder weiß.
Mit Freuden heiß' ich euch zum Festkommers,
Geliebte Brüder, allesamt willkommen.
Herr Josef Viktor Scheffel, unser guter
Papa zählt heut gerade fünfzig Jahr,
Und frohbegeistert weiht man diesen Tag
In allen deutschen Landen weit und breit.
Wohl ziemt es doppelt da uns, seinen Kindern,
Voll Pietät des Vaters zu gedenken."
— Und eine Träne tiefer Rührung fällt
Dem Redner aus dem Aug', gerade so,
Wie damals, als es in den Schachtelhalmen
So seltsam rauschte; damals, als das Meer
Gar so verdächtig glänzte . . .

— Jubelnd nimmt
Die Festgenossenschaft die Pauke auf,
„Prost! Scheffel, Prost!" So braust es durch die Runde,
Und alle Becher klingen aneinander.
— Auf steht sodann ein winzig kleiner Knirps
Und ruft vergnügt: „Das hast du gut gemacht,
Du altes Haus, du Urweltriesentier;
Ich bring' dir einen vollen, ich, Perkêo,
Der Heidelberger Zwerg, der einstens sich
Im Weinschlurf glorreich permanent erklärte
Und so den bösen Riesen Durst bezwang!"

— „Perkêo hier? — Ei smollis, biedrer Zwerg!"
So tönt's vom andern Ende. „Hollaheh,
Ich bin es, ich, der Herr von Rodenstein,

Der Gersprenz, Reichelsheim und Pfaffenbeerfurth
Dem größten, schönsten Durst der ganzen Pfalz
Geopfert einst."

— Da springt noch einer auf,
Ein Silbergreis mit funkelroter Nase,
Die Brust bepanzert und den Helm bebuscht.
„Seid mir gegrüßt!" so donnert er mit Macht;
„Ihr Herren, wißt, ich bin der Hildebrand!
Dies ist mein Sohn, der edle Hadubrand,
Mit dem ich damals gen Venedig ritt
Und kleben blieb dort, wo ein Wirtshaus stand!"
— Und wieder nimmt ein anderer das Wort
Im Kreis der ruhmbedeckten Zechkumpane.
Sein Deutsch klingt sehr gebrochen; altassyrisch
Ist es gefärbt in Ton und Wortgefüge.
's ist ja der Mann, der einst in Askalon
Im „Schwarzen Walfisch" saß, der Biedermann,
Den aufgefangen die Unsterblichkeit,
Als ihn der Nubier, der Walfisch-Hausknecht
Hinausgeworfen . . .

— Edlen Anstands voll
Läßt dann Herr Pumpus von Perusia,
Der durstige Etrusker, sich vernehmen,
Und noch manch anderer allbekannter Held
Aus Josef Viktor Scheffels Wunderreich.
Jung Werner bläst, der fröhliche Trompeter
Von Säckingen, gar wohlgemut darein,
Indes an seinen hohen Stiefeln sich
Der kluge Kater Hiddigeigei reibt.
— Inmitten aber all der frohen Pracht
Sitzt schweigend, sinnend, wundersam zu schauen,
Ein bleicher Mönch und eine Edelfrau.
Sie blicken beide stolz und streng darein,

Doch wenn die Blicke aufeinander leuchten,
Dann zuckt durch beider Mienen tiefes Weh ...
Es ist die Herzogin und Ekkehard.
Sie sitzen da, ein seltsam Widerspiel
Zum Ungestüm der frohen Tafelrunde,
Durch die es sonder Ende jubelnd braust:
„Ein dreifach Hoch dem wackern Vater Scheffel!"

Hans Sachsens Tröstung.

Die Fastnacht war herangekommen.
Ein Huhn, dem man sein Brot genommen,
Vermöchte nicht betrübter, traun!
Wie Sachs, der Meister, dreinzuschaun.
Der Rat der Stadt hat ihm befohlen,
Nur Stiefel mög' er fürder sohlen
Und seines Handwerks redlich walten,
Doch alles Reimens sich enthalten,
Er möge keine Bücher schreiben
Und nur bei seinem Leisten bleiben,
Dieweil sein antirömisch' Buch
Zu rügen sei als Friedensbruch.
Die treue Gattin Kunigund
Erbarmt sich seiner im Herzensgrund.
Sie streicht sein Haar in milder Ruh',
Spricht ihm mit weichen Worten zu.
Gleichwohl will ihm das Herz zerspringen,
Er kann den Kummer nicht bezwingen.
Daß seiner Kunst er soll entsagen,
Das kann der Meister nicht ertragen.

Er saß mit seinem Leid allein,
Erloschen war des Tages Schein,
Und plötzlich war sein Aufenthalt
Gerückt in einen grünen Wald.

Da kam einher ein holdes Weib
Mit wohlgeliedmaßiertem Leib.
„Bin deine Zukunft,“ rief sie mild.
„Willst du mich schauen unverhüllt?“
Der Schuster nickt, und niedergleiten
Von ihres Leibs Holdseligkeiten
Die Schleier, und das Fräulein spricht:

„Mein guter Hans, verzage nicht:
Ein langes Leben, reich an Glück
Steht noch vor dir. Manch Meisterstück,
Manch Lied, gesetzt in edlen, schönen,
Gediegen-ernsten Meistertönen,
Manch Fastnachtspiel und mancher Schwank
Erwirbt dir deines Volkes Dank.
Dein Schreiben wächst zur Bücherei,
Bunt durcheinander Korn und Spreu.
Und lange noch bleibst du verbunden
In Glück und Lieb mit Kunigunden.
Ein treu Gedenken wird bewahren
Die Nachwelt dir in fernen Jahren,
Wenn ohne Gaul die schwersten Wagen
In toller Hast die Welt durchjagen,
Wenn auf dem Erdball, drahtumspannt,
Blitzschnell man spricht von Land zu Land,
Und wenn in China man wird sehn
Und bei den Mohren fröhlich wehn
Ringsum auf neu erschloßnen Bahnen
Die ruhmbedeckten deutschen Fahnen!“

So sprach das Fräulein lang' noch weiter.
Zur Antwort gab Hans Sachs ihr heiter:
„Bist du's, die mir von Gott beschieden,
Dann, Zukunft, bin ich wohl zufrieden,

Denn wohlgeliedmaßiert bist du,
Dein Anblick bringt den Schmerz zur Ruh',
Mag, was er will, der Rat beschließen,
Das soll mich künftig nicht verdrießen!"

Da schwand das liebe Frauenbild,
Der Schmerz des Schusters war gestillt,
Und Fröhlichkeit vertrieb den Jammer.
Er saß daheim in seiner Kammer,
Ihm strich das Haar Frau Kunigund,
Da sprang er auf und war gesund
Und rief, sie mög' zum Tanz sich rüsten,
Weil er danach fühl' ein Gelüsten.
Des war die Frau gar schnell erbötig,
So gingen sie, der Sorgen ledig
Und ledig allen Ungemachs,
In die Tavern. Dort rief Hans Sachs:
„Ihr züchtig Fraun und ehrbar'n Herrn,
Ich kumm zu euch in die Tavern,
Mit euch zu haben guten Mut,
Wie man jetzt und zu Fastnacht tut.
Nehmt auf mich freundlich mit meiner Alten,
Wir wollen weidlich Fastnacht halten!"

Der grimme Flaumbart.

War guten Muts und heiter,
Zog meine Straße weiter,
Da stellte sich verwegen
Ein Flaumbart mir entgegen
Und rief: „Ich bin der Pächter
Des Deutschtums und sein Wächter —
Bestehst du nicht in Ehren,
Muß ich den Weg dir wehren!"

Da sagt' ich froher Laune:
„Du junger Fant, ich staune:
Du fühlst dich schon erhoben,
Mein Deutschtum zu erproben,
Und warst noch kaum geboren,
Warst feucht noch an den Ohren,
Da stand ich schon im Streite
An meines Volkes Seite.
Du lagst noch in der Wiegen,
Als mir in deutschen Siegen
Mein schönstes Traumgebilde
So herrlich sich erfüllte —
Üb' deinen Mut an Memmen,
Statt mir den Weg zu hemmen!"

Der Flaumbart rief, der grimme,
„Zurück!" mit rauher Stimme:
„Vertraue nicht dem Scheine,
Ich stehe nicht alleine;
Wir sind des Volkes Blüte,
Germanen erster Güte,
Und wenn wir uns vereinen,
Dein Deutschtum zu verneinen,
So wird es bald zuschanden,
Wie lang' es auch bestanden!"

— „Von solcher Not umfangen,
Verspür' ich wohl ein Bangen —
Wenn dein Begehren billig,
Steh' ich dir Rede willig!"

„Wohlan, vernimm: Fürs erste
Mußt du beim Saft der Gerste
Nach alter deutscher Sitte
Bestehn in unsrer Mitte

Als echt von Schrot und Korne
Mit froh geschwungnem Horne!"

— „Zwar will mir's nicht behagen,
In meinen alten Tagen
Der Kneipenlust zu frönen —
Doch kann dich dies versöhnen,
Dann will ich mit Vergnügen
Mich deinem Wunsche fügen,
Will mich beim Becherklingen
Für eine Nacht verjüngen,
Will unter Prosit=Brüllen
Dein großes Trinkhorn füllen!"

„Das zweite Stück ist leichter!"
Mit diesen Worten reicht er
Ein Büchlein mir, dann spricht er:
„Das ist von mir, dem Dichter,
Wie keinen das Jahrhundert
Bisher noch hat bewundert:
Dein Deutschtum zu erproben,
Mußt du dies Büchlein loben."

— Als ich das Buch durchblättert,
Da war ich ganz zerschmettert:
Ein leeres Kraftgepolter,
Gemeine Ohrenfolter,
Cherusker sah und Asen
Man durcheinander rasen . . .

Und als er mich befragte,
Wie mir sein Buch behagte,
Sagt' ich: „Bist ein Charakter,
Jedoch ein abgeschmackter!
Zwar sind mir deine Lieder
Im höchsten Grad zuwider,

Doch will ich mit Vergnügen,
Der Probe zu genügen
Weithin das Land durchreisen
Und dich als Sänger preisen!"

Drauf er: „Jetzt kommt das dritte,
Ein Kraftstück edler Sitte.
Vermagst du's zu vollführen,
Dann laß ich dich passieren: —
Sieh dort die Trödelbude,
Dort sitzt ein alter Jude —
Den Juden mußt du fressen
Zum Schutz der Volksintressen!"

Da rief ich: „Flaumbart grimmer,
Verlang' von mir, was immer!
Ich will in allen Dingen,
Was du begehrst, vollbringen,
Will in der Kneipe toben
Will deine Verse loben —
Allein, o Flaumbart grimmer,
Den Juden freß ich nimmer,
Vor diesem Meisterstücke
Da bebe ich zurücke —
Nicht kann mein schwacher Magen
So schwere Kost vertragen. —
Mag auch des Volkes Blüte,
Das Deutschtum erster Güte,
Mich meiden jetzt und hassen,
Ich will's geschehen lassen —
Bin guten Muts und heiter,
Zieh' meine Straße weiter!

Florian der gesund gewordene Dichter.

Ein Jüngling schrieb ein Trauerspiel,
Das zwar ihm selber sehr gefiel,
Doch langsam ging's trotz Müh' und Fleiß,
Wie jeder aus Erfahrung weiß,
Der selbst ein Drama schon gemacht.

Einst saß er lang' nach Mitternacht
Und dachte nach beim Lampenschein,
Doch diesmal fiel ihm gar nichts ein,
Bis plötzlich jemand vor ihm stand.
Die Mutter war's im Nachtgewand.

Sie sagt: „Was hast du denn davon?
Wir sind doch reich genug, mein Sohn!
Leg dich zu Bett, o Florian,
Und strenge dir den Kopf nicht an!" —
Da fährt er zornig auf und spricht:

„O Mutter, das verstehst du nicht!
Ich fühl's, daß ich dasselbe kann
Wie Gerhart Haupt= und Sudermann.
Doch wisse, Mutter: spielend leicht
Wird nie das höchste Ziel erreicht.

Sanft pflanzt sich das Kaninchen fort —
Beim Löwen grenzt es schon an Mord,
Sobald er brünstig seiner Braut
Die Pranken um die Flanken haut,
Daß sie sich bäumt in wilder Qual.

Leicht produziert Herr Blumenthal,
Doch ringen muß und kämpfen muß
Der Mensch mit seinem Genius,
Wenn er den höchsten Ruhm erstrebt,
Der ihn bis an die Sterne hebt.

Und kurz und gut, das duld' ich nicht,
Daß man mich immer unterbricht,
Wenn ich gerade bin im Zug,
Im stolzen Hochgedankenflug.
Drum sei so gut, verschone mich!" — —

Das Mütterchen entfernte sich.
Es war das Herz ihr weh und wund:
„Der Junge richtet sich zugrund
Durch seinen allzu großen Fleiß,
Sein Antlitz ist ganz schmal und weiß!"

— Ein Jahr verrann. Herr Florian
Sah sich vergnügt im Spiegel an.
So will er sich verneigen hold,
Wenn man ihn heute rufen sollt.
Heut spielt man ihn zum erstenmal!

Der Abend kam. Ein Hauptskandal!
Nach dem Verfasser wird gefragt,
Der so etwas zu dichten wagt.
„Wo ist er?" ruft das ganze Haus
In größter Wut. „Werft ihn hinaus!"

Dem Dichter wurde mittlerweil
Durch eines Dieners List in Eil
Ein Seitenpförtchen aufgetan,
Durch dieses floh Herr Florian.
Hinaus zum Friedhof eilt er jetzt.

Dort endlich hält er müdgehetzt
Und wirft sich auf ein Grab und weint:
„Du, Mutter, hast es gut gemeint.
Und heute sei der Schwur getan:
Nie streng' ich mir den Kopf mehr an!"

Und diesen Schwur, den hielt er auch.
Jetzt hat er einen hübschen Bauch,
Sein Angesicht ist rot und rund,
Er schläft die ganze Nacht gesund,
Als ob er neugeboren sei.

Und wenn der Himmel wolkenfrei,
Dann blickt herab und schaut sich an
Die Mutter ihren Florian:
„Gottlob! jetzt ist er rund und feist, —
Seitdem er dichtet ohne Geist!“

Ein Glückwunsch-Besuch.

1899.

Ich.

Freund Heine, zum hundertsten Wiegenfest
Mein Gruß dir entgegenfliege.
Bleib froh und gesund in dem wohligen Nest,
In der prächtigen Jenseitswiege.

Er.

Ich dank' dir, gelehriger Papagei.
Gar viele gibt's deinesgleichen,
Ihr plappert nach meiner Melodei
Und glaubt, ihr könnt mich erreichen.

Ich.

Das liegt mir ferne. Wie du zu sein,
Dies wünschen, wär' unverständig.
Denn soll ich als Toter unsterblich sein,
Da bleib' ich doch lieber lebendig.

Er.

Du imitierst mich — es tut mir leid —
Schon wieder. Ich wär' dir verbunden,

Wenn du mir tätest im Ernste Bescheid,
Wie's euch jetzt geht dort unten?

Ich.

Auf Erden geht alles den alten Gang,
Doch Deutschland, das einst so zerstückelt
Und stumpfsinn-beherrscht war — nun Gott sei Dank —
Es hat sich recht nett entwickelt.

Er.

Und der Fortschritt der Menschheit?

Ich.

Der hält sich brav,
Darüber ist nicht zu klagen,
Erfunden wurde der Phonograph
Und der selbst sich bewegende Wagen.
Schon telegraphieren wir ohne Draht
Und leuchten mit Röntgenschen Strahlen
Und reiten einher auf dem rollenden Rad;
Das ist kein Flunkern und Prahlen.
Die Luftschiffreise zum nördlichen Pol
Und im Haag der ewige Frieden,
Fast wär' uns bereits das eine sowohl
Als das andre gewesen beschieden.

Er.

Und sag' mal, was macht denn der Atta Troll?
Gedenkt er noch manchmal meiner?

Ich.

Er ist noch immer charaktervoll
Und riecht noch immer nicht feiner.
Und daß du ein Denkmal ihm hast gesetzt,
Das hat seinen Groll noch gesteigert.

Er rächt sich, indem er dir selber jetzt,
O Heine, ein Denkmal verweigert!

Er.

Was tut's? Versagt auch der Bär mir den Kranz,
So ist doch in fernen Landen
Unterm tiefblauen Himmel Griechenlands
Ein Denkmal mir erstanden.
Das ließ eine hohe Frau erstehn,
Eine Kaiserkronengeschmückte.
Ihr Herzblut verrann, und in reinen Höhn
Weilt jetzt die Weltentrückte.
Befreit von Leid und von Wahn und Schuld,
Zu Füßen ihr laß ich mich nieder
Und singe von edler Frauen Huld
Andere schönere Lieder!

Der Vogel Storrebein.

„Nein, nein, Herr Vogel Storrebein,
Ich mach' nicht auf, es kann nicht sein!
Verschont uns endlich, denn wir haben
Genug bereits von Euern Gaben,
Die Zeit ist schwer — knapp ist das Brot,
Fast leiden wir schon selber Not!"

Da schnarrt der Vogel Storrebein:
„Was Ihr da sagt, das ist nicht fein.
Ich bring' bloß eine Ansichtsendung,
Habt Ihr für diese nicht Verwendung,
So nehm' ich das gelungne Stück
Ganz ohne weiteres gern zurück!"

Voll Neugier öffnet ihm die Frau —
Und aus des Kindes Augen blau

Geht ihr ins Herz ein froher Schimmer:
„Ei, schön Willkomm, dich laß ich nimmer!"
Herr Storrebein, der dieses sah,
Der schnarrte nur: „Ich wußt' es ja!"

Einer Irrfahrt Glück und Ende.

Capriccio von Bohemund (Josef Willomitzer).

Wissensdurstig, wanderlustig
Zog sie kreuz und quer durch Deutschland,
Oft bedächtig innehaltend
Wer? Geduld, geehrter Leser,
Alles klärt sich! nur Geduld! —
Oft genug ward unsre Heldin,
Als im Zickzack sie durchs Reich zog,
Angeweht vom Ernst der Zeit.
Ach, die Geister der Verneinung
Regen sich sogar bereits
Leider in der Brust des Landrats!

Wo man hinschaut, gibt's Konflikte,
Wo man hinschaut, gibt es Sorgen —
Gräber gibt es, wo man hinschaut.
Goethe, Schiller, Kant und Bismarck —
Ach, sie sind dahingeschieden!
Seufzend sah sie dies und jenes,
Weiter eilend aber sprach sie:
„Nun, das läßt sich nicht mehr ändern,
Und es ist trotz alledem,
Wenn man es genau betrachtet,
Dennoch eine Lust zu leben
Hier im großen Deutschen Reich.
Stramme Männer, brave Frauen,
Hübsche Mädchen, süße Kinder,

Frohe Lieder, goldne Weine,
Braune Biere — und so weiter.
Grüß' dich Gott, du deutsches Volk,
Sei getrost, man sieht sie liegen,
Deine Zukunft auf dem Wasser
Nicht allein — auch auf dem Land!"

Wissensdurstig, wanderlustig
Flog sie dann nach Österreich
Durch die Lüfte. Wohl dem Wanderer,
Welcher fliegen kann! Kein Wächter
An der Grenze kann durchspähen
Seines Rocks geheimste Falten,
Ob dort nicht ein paar verpönte
Deutsche Blätter, die in Österreich
Staatsgefährlich, sich befänden
Oder sonst was Explosives . . .
Über Tetschen flog sie hin,
Wo Graf Thun von seinen Taten
Ausruht auf dem Kanapee,
Rauchend eine Heny Clay —
Über Prag und Tschechisch-Böhmen,
Wo die wilden Wenzel wohnen
Und, sobald ein Jude sich mit
Hypermangansaurem Kali
Seine Zähne putzt, sofort
Rings die Schreckensnachricht laut wird,
Christenblut hätt' er getrunken,
„Ritualmord!" hallt es wider
Ringsumher im Tschechengau. —

In die Schweiz floh unsre Heldin —
Äußerst bieder ist der Schweizer,
Denn er stammt direkt vom Tell,

Welchen Schiller allerdings
Größtenteils nur aus der Luft griff . . .
Schiller selbst war leider niemals
In der Schweiz. Es hat an Kleingeld
Ihm gefehlt. Allein Freund Goethe,
Der bekanntlich dort gewesen,
Sprach zu ihm: „Mein lieber Schiller,
So ein nettes Schweizer Drama,
Sie, das wär' ein Stoff für Sie!"
Sich an alles dies erinnernd
Stand sie still. Da plötzlich klatscht
Fürchterlich in nächster Nähe,
Daß die ganze Schweiz erzittert,
Irgend etwas. Nur sehr knapp
Ist sie dem Zermalmungstode
Noch entronnen. Was es war?
Ein Lawinensturz? — O nein!
Nur Geduld, geehrter Leser,
Alles klärt sich; nur Geduld! —
Aufgeschreckt, an allen Gliedern
Bebend, hebt sich unsre Heldin
In die Luft und flieht nach Schweden,
Wo Studenten, weißbemützte,
Sich am Met noch gütlich tun
In der alten Stadt Upsála,
Die daktylisch: Upsälä
Auszusprechen gänzlich falsch ist.
(Ja wer reist, der lernt so manches!)
Fröhlich lebt es sich in Schweden
Überhaupt, der scheinbar ernste,
Schroffe Norden ist so schlimm nicht,
Wie aus Ibsens oder Björnsons
Produktion man schließen möchte.

Sehr mißfiel es ihr dagegen
An der Themse, wo den Rachen
Schnöde Länderraubgier auftut,
Um die armen braven Buren
Unbarmherzig zu verschlingen.
Nach Paris ging dann die Reise,
In das ruhmbedeckte Frankreich,
Das auf seinen Lorbeern ruht.
Heldenmütig ward verteidigt
Das famose Fort Chabrol.
Und der Kapitän Voulet
Im Sudan, der edle Recke,
Hei wie wacker in die Pfanne
Hieb er seine Kameraden!
Wenn sich einer selbst bezwingt,
Ja, das ist der schönste Sieg,
Sang mit Recht schon Friedrich Schiller!
Frankreich schlägt sich immer wieder
Unerschrocken auf das Haupt.

Weiter, weiter geht die Reise,
Schnell vorbei in weitem Bogen
An Oporto, bis die Heldin
Schließlich nach Neapel kam.
O du holde Zauberstadt,
Hingestreckt am blauen Meere,
Sei gegrüßt — und du Vesuv!
Unsre Heldin, sinnend stand sie,
Und es klang wie böse Ahnung
Ihr dies Sprüchlein durchs Gemüt:
„Vedi Napoli e mori!“
Ach, dies dunkle Vorgefühl,
War nur allzusehr begründet.
Plötzlich: Klatsch! — und nicht daneben,

Wie's geklatscht hat in der Schweiz —
Diesmal hat der Schlag getroffen,
Die Geschichte ist zu Ende,
Unsre Heldin ist zermalmt. — — —
An der Wand hängt eine Karte
Von Europa. Eine Fliege
Klebt zerschmettert auf Neapel,
Denn der Knabe mit der Klatsche,
Der schon längst ihr aufgelauert
Und sie fast zerschmettert hätte,
Als sie auf der Zickzackreise
In der Schweiz war angekommen
Auf der Karte von Europa —
Diesmal hat er sie gemordet
Mit der Klatsche, dieser Knabe,
Und das Wort ging in Erfüllung,
Sieh Neapel an, — und stirb!

Kolumbuseier.

Glaub' nicht, daß — wenn entflohn dein Geist,
Und wenn dein Dasein ist verflossen —
Dem Undank du entronnen seist,
Sobald man dich in Erz gegossen.

Kolumbus, den doch jeder kennt,
Ist von Granadas wilden Horden
Als erzgegoßnes Monument
Vor kurzem erst besudelt worden.

„Lump, ohne dich" — rief man ihm zu —
„Und ohne deine Weltentdeckung
Hätt' Spanien heute Glück und Ruh' —
Erspart wär' uns die Niederstreckung.

Und unsre Söhne hätten nicht
Ihr edles Blut für nichts vergossen!“ —
Dann ward das Denkmal hageldicht
Mit Eiern und mit Kot beschossen.

Es wob sich um sein Angesicht
Ein Dotter- und ein Eiweißschleier,
Und den Kolumbus sah man nicht —
Man sah nur noch — Kolumbuseier.

O Mensch, der Ruhm ist nur ein Traum,
Drum sei dir wenig dran gelegen!
Das Publikum verdient es kaum,
Daß man sich opfert seinetwegen.

Selbst wer das große Ziel erreicht,
Daß viele ihn begeistert feiern —
Als Monument wird er vielleicht
Beworfen einst mit faulen Eiern.

Seelenbündnis.

Ich öffne zögernd ihren Brief.
Der kleine Brief, was tut er kund?
Vielleicht nimmt es Mathilde schief,
Daß ich sie lieb' aus Herzensgrund?
Vielleicht hat sie mein Flehn erhört?
Vielleicht ist all mein Glück zerstört?
Ich seufzte tief,
Bevor mein Blick das Blatt durchlief . . .
Sie schreibt: „Wir wollen Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!“

Da ruf' ich jubelnd: „Frisch voran,
Dem Glück will ich entgegenziehn!“
Im Flug trägt mich die Pferdebahn
Zu meiner Göttin Tempel hin.

„Komm an mein Herz, du süßes Glück!“
Ruf' ich ihr zu. — Sie weicht zurück
Und staunt mich an:
„Wie könnt Ihr mir so stürmisch nahn?
Wir wollen doch nur Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!“

Und nun erzählt sie mir genau,
Was sie gelernt im Pensionat
Vom Seelenbündnis jener Frau
Mit Goethe, dem Geheimen Rat,
Wie tadellos und einwandfrei
Der zarte Bund gewesen sei.
„Mathilde, schau,
Was du da sagst, ist mir zu blau.
So wird es nicht gewesen sein,
Denn Goethe, der war nicht von Stein!“

Da widersprach sie hochgemut.
So ging die Rede hin und her.
An Worten gab es eine Flut,
Ein weites, sturmbewegtes Meer.
Es schwoll die Flut, es wuchs der Zank,
Bis blutig flammend die Sonne sank —
Und kurz und gut:
Dann küßten wir uns in wilder Glut
In dunkler Kammer ganz allein
Wie Goethe und die Frau von Stein.

B. Humoresken in Prosa.

Alle neun!

Ein Nachtstück.

Während der drei Jahre, die der Abgeordnete Sebastian Kunz dem Parlamente angehörte, hatte er — bei Gott! — bereits mehr zusammengeschwiegen, als Moltke, der große Schweiger, sein ganzes Leben lang. Da kam eines Tages das Ultimatum seiner Frau.

„Mein Geduldfaden" — so schrieb sie — „ist zerrissen. Entweder Du sprichst, oder Du kommst nach Hause. Wenn Du mir immer wieder schreibst, daß man Dich im Hause nicht zu Worte kommen lasse, und daß um so eifriger und ersprießlicher Deine Arbeit in den Kommissionen sei, so ist gerade dies das Schändliche an der Sache. Du hast die Arbeit und die andern haben den Ruhm. Wärst Du ein Mann in des Wortes edelster Bedeutung, so würdest Du Dir das nicht gefallen lassen. Wenn die Opportunität das Reden verbietet, warum spricht der Parteiführer Tag für Tag? — So geht es nicht weiter. Der Spott der Leute wird mir unerträglich. Ich komme soeben von Spatzenbergers — hättest Du nur die giftige Kolb gehört, wie sie meckerte: ‚Natürlich, in den Kommissionen ist er gewiß ungeheuer angestrengt, Ihr armer Mann!' — Wahrlich, lieber Sebastian, das muß ein Ende nehmen. Entweder hältst Du nächstens eine Rede oder Du resignierst und kehrst zurück zu Deiner Olga."

Tief bekümmert las der Abgeordnete Kunz diese Zeilen. Wenn er auch keineswegs unempfänglich war für

die Freuden des häuslichen Herdes, so waren ihm doch die kleinen Zerstreuungen der Residenz so lieb und wert geworden, daß ihn die vorzeitige Abberufung vom parlamentarischen Schauplatze schmerzlich berührte. Von einer Rede konnte ja gar keine Rede sein ...

Es war ihm denn recht weh ums Herz, als er des Abends wieder den gewohnten Gang tat in ein Wirtshaus vor der Stadt. Dort gibt's ein höchst gesundes Bier und gemütliche Stammtischleute, und ein redliches feuchtes Erholen ist ersprießlich, wenn man den ganzen Tag geschwiegen hat zum Wohle des Vaterlandes.

Am Wege saß jammernd ein uraltes Bettelweib. Sebastian griff in die Tasche, allein es war kein Kleingeld da. „Ei, Herrchen, helft!“ flehte die greise Bettlerin. Da gab er ihr, ohne zu zucken, einen ganzen Gulden. Nur daß es niemand sah, tat ihm ein wenig leid

Die Bettlerin aber sagte: „Ei, Herrchen, viel zuviel für gemeinen Gotteslohn! Da kriegt Ihr noch obendrein eine ganze Schachtel ‚Extra-Segen‘.“ Mit diesen Worten zog sie eine kleine Schachtel hervor und gab sie dem erstaunten Sebastian.

„Extra-Segen?“ — fragte dieser. „Was soll das sein?“

„In Eurem Falle sind es Eloquenz-Pillen“, gab die Alte zur Antwort. „Vor jeder großen Rede, die Ihr halten wollt, verschluckt Ihr eine solche Pille, dann wird die Sache wohl geraten sein.“

Kaum hatte die Alte dies gesagt, da war sie spurlos verschwunden. — —

Am folgenden Tage ging es hoch her im Parlament. Es gab unvermutet eine gewaltige Ministerrede mit lebhaftem Beifall und zornigem Widerspruch. Der Abgeordnete Kunz hörte gar nicht zu, sondern dachte nur an seine Pillen, und daß doch wohl ein seltsamer Zauber

im Spiele sei, weil die alte Bettlerin so plötzlich verschwunden. Da meldete er sich denn zum Worte — ohne Rücksicht auf die „Opportunität“, derentwegen ihm bisher tiefstes Schweigen auferlegt worden war. Für alle Fälle nahm er sich vor, kurzweg „Schluß der Debatte“ zu beantragen, wenn ihm nach dem Verschlucken der Pille nichts Wesentliches einfallen sollte.

Zehn Pillen waren in der Schachtel. Eine davon nahm er heraus und tat sie in den Mund. Sie hatte einen wunderbar angenehmen Geschmack. „Der Herr Abgeordnete Kunz hat das Wort!“ rief der Präsident. Ein Raunen und Staunen ging durch das Haus, der Parteiführer Sebastians rang die Hände ...

Ein Schluck, ein Druck — unten ist die Pille, und Sebastian Kunz fängt zu sprechen an. Ja, was ist denn das? Ist es möglich? — Eine stolzdröhnende, kunstgerechte Periode entströmt den Lippen des Redners — er fängt das schönste Latein zu reden an, obgleich er es nie gelernt hat. Er zitiert Cicero, von dessen Reden er bisher keine Ahnung hatte, er wendet sich gegen die Ministerrede, zerfetzt sie, zerfasert sie, zermalmt sie mit ganz unerhörter Schlagfertigkeit. Stoß auf Stoß erschüttert wachsender Beifallssturm das Haus. Nun spricht er auch noch — er selbst vermag es kaum zu fassen und zu glauben — fließend Italienisch. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ — Und dann französisch: „La recherche de la paternité est interdite.“ — Und dann kamen englische Sätze: „Something is rotten in the state of Denmark!“ — Und das alles in prompter sarkastischer Beziehung auf den Vorredner. Kurz: es war eine „Sensation“ ersten Ranges, und als Sebastian nach treffender Heranziehung von Stellen aus Macchiavelli, Montesquieu, Macaulay, Buckle und Taine und einer blendenden Zickzack-Fülle originaler Geistesblitze geschlossen

hatte, da gab es einen Tumult wahnwitziger Begeisterung, Sebastians Parteiführer weinte vor Freude wie ein Kind, und der Held dieser wahren Geschichte erstickte fast in den stürmischen Umarmungen der Parteigenossen.

In den Zeitungen fand der ungeheuere Erfolg dieser Jungfernrede entsprechenden Widerhall. Sebastian wurde mit Glückwunschdepeschen überflutet, und von seiner Frau bekam er einen dicken Brief, für den er ein bedeutendes Strafporto zu bezahlen hatte. „Siehst Du's, da hast Du's, ich hab's ja immer gesagt" — das war der Grundgedanke dieses überströmend zärtlichen Schreibens.

Was aber — so hör' ich den geehrten Leser dazwischen fragen — was ist's mit dem Nachtstück, das der Titel dieser Geschichte angekündigt hat?

Geduld, das Nachtstück folgt sofort.

Empfangen von weißgekleideten Jungfrauen, Veteranen und Feuerwehrleuten zog Sebastian Kunz in seiner Vaterstadt ein. Was Olga betrifft, so waren die Szenen wonnigen Wiedersehens einfach unbeschreiblich. „Den ersten Abend wirst du doch zu Hause bleiben", flötete sie mit ihrem süßesten Lächeln. „Allerdings," entgegnete Sebastian, „allein vorher muß ich ein Stündchen in den ‚Roten Löwen' hinüber, das ist ganz unabweisbar. Längstens neun Uhr bin ich wieder daheim."

Um neun Uhr hob jedoch im „Löwen" erst der richtige Rummel an. Die „Elite" der ganzen Gegend hatte sich eingefunden, um den so lange ungeahnten Schatz der Rednergabe des gefeierten Mitbürgers anzustaunen. Indessen wurde sofort ruchbar, daß Sebastian keineswegs sprechen werde. Er sei verhindert durch einen bedeutenden Rachenkatarrh. Um seinen Ruhm und seinen Pillenvorrat intakt zu erhalten, hatte er zu diesem Vorwand seine Zuflucht genommen. Lieber Himmel, mit den wunderbaren Pillen mußte ja für ganz besondere Anlässe gespart werden,

damit die glänzend begonnene parlamentarische Laufbahn nicht allzu früh ihren Abschluß finde.

Übrigens wurde ja von anderen verehrten Festgenossen genug gesprochen. In einer ganzen Reihe schwungvoller Trinksprüche wurden dem gefeierten Abgeordneten der „freudige Stolz“ und die „stolze Freude“ seiner Mitbürger ausgedrückt.

Um elf Uhr murmelte er: „Eigentlich sollte ich längst zu Hause sein.“ Und dann blieb er noch bis zwölf. Bei seiner Rückkehr aber bot sich ihm ein seltsames Schauspiel dar.

Aufgerichtet in ihrem Ruhelager, auf das Nachtkästchen gestützt, auf dem ein Glas und eine Wasserflasche standen, blickte ihm seine Frau entgegen mit einem Ausdruck feierlichen Ernstes. Und jetzt — wahrhaftig, jetzt begann sie zu deklamieren aus dem Monolog der Iphigenie:

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm frißt der Gram
Das nächste Glück hinweg von seinen Lippen —“
usw.

Dann aber schnappte der Vortrag in Prosa um — in die geläufigste, formvollendetste Prosa — in heftige Klagen — in bittere Vorwürfe.

Sebastian war starr. Kein Zweifel: eine Gardinenpredigt — aber eine Gardinenpredigt größten Stils! Eine logisch gegliederte, ethisch verklärte, sozialpolitisch vertiefte, kulturgeschichtlich erweiterte, poetisch angehauchte Gardinenpredigt von tadelloser Kunst des Vortrags und ganz unabsehbarer Ausdehnung. Dem unglücklichen Sebastian sträubte sich das Haar zu Berge: ein fürchterlicher Gedanke stieg ihm auf. Er stürzte auf den geöffneten Reisekoffer zu: er war leer. Mit rollenden Augen suchte Sebastian ringsumher die kostbare Pillenschachtel . . .

Dort lag sie neben der Wasserflasche auf dem Nachtkästchen — geöffnet, leer!

Die Knie knickten ihm zusammen. „Alle neun“ .. so röchelte er verzweiflungsvoll ... „Alle neun hat sie“ ... Stöhnend rang er nach einem parlamentarischen Ausdruck, und dann stieß er dumpf hervor:

„Alle neun hat sie gegessen!“ — —

Und Olga sprach noch immer. Um zwei Uhr hielt sie inne und trank ein Glas Wasser, und dann ging's vom neuen an. Es wurde drei Uhr und sie sprach noch immer, es wurde fünf Uhr, es wurde sieben Uhr — und immer wieder schwoll der Redestrom aufs neue an — riesengroß!

Hoffnungslos wich Sebastian der Götterstärke. Staunend sah er die Wunderkraft seiner Eloquenzpillen in so verfehlter, unheilvoller Wirkung sich erschöpfen — bewundernd sah er zu, wie in der unheimlichen Erbarmungslosigkeit dieses oratorischen Elementarereignisses das stolze Gebäude seiner staatsmännischen Zukunft langsam verprasselte ...

Der Ventriloquist.

Zu den gebildetesten Einwohnern der Stadt Wastelfeld gehören unbedingt die drei ehrsamen Bürger Schnatterich, Würflinger und Hafergrund, denn alle drei beziehen seit Jahren gemeinschaftlich ein Exemplar des „Neuigkeits-Weltblattes.“

Da mag es sich wohl verlohnen, dem Gespräche zu lauschen, das diese drei wohlunterrichteten Männer beim Abendschoppen im „Roten Hirsch“ mitsammen führten, als der große Maueranschlag des Mosjö Maruschek, Leib-Ventriloquisten des Königs von Siam, die Gemüter von ganz Wastelfeld in lebhafte Bewegung versetzt hatte.

Streitpunkt war die Bedeutung des Wortes „Ventriloquist“, und der Verlauf der Erörterung war im wesentlichen dieser:

Schnatterich. Ich hab' in Prag einen gesehen — im Zirkus Ciniselli — und kann nur so viel sagen: ein Vontrilaquist ist ein Mensch, der durch sich selbst hindurchkriecht und dann einen Knoten aus sich selber macht.

Würflinger. Sei nicht bös', Freunderl, aber das ist blöd. Einen Knoten aus sich selber!

Schnatterich. Nichts einfacher als das, wenn man's kann; du mit deinem Wanst wirst es natürlich niemals zustande bringen! Der Vintri ... Vantri ... Vontri ... kurz der Dingsda steckt einfach seinen Kopf zwischen die Beine und fährt mit dem Kopf über's G'nack hinaus. Infolgedessen bildet doch natürlich sein Körper eine Schleife, durch diese steckt er dann von der Seite den Kopf hindurch, zieht die Schleife zusammen und der Knoten ist fertig.

Würflinger. Unsinn! Ein Vintriqualist ist, auf Deutsch gesagt, ein Tierbändiger, nämlich zum Beispiel ein Mensch, welcher, mir nichts dir nichts, seinen Kopf ganz ruhig in den Rachen eines Löwen steckt. Das ist gar keine Kunst, wenn zum Beispiel du es machst ...

Schnatterich. Oho! Warum soll's denn von mir aus keine Kunst sein?

Würflinger. Weil dein Glatzkopf den Löwen weiter nicht schöniert. Die Löwenbändiger jedoch tragen, wie die anderen Künstler und Schriftsteller gewöhnlich lange Haare, und da kann es sehr leicht geschehen, daß der Löwe von diesen laugen Haaren im Rachen gekitzelt wird. Er muß nießen: Aah — ziehi — und bevor der Tierbändiger noch sagen kann: Zum Wohlsein! schnappt der Rachen zu, und der Kopf ist futsch.

Schnatterich. Aber wenn der, welcher sich morgen hier produziert, einen Löwen mit hätt', — den hätt' man ja doch schon brüllen hören müssen!

Würflinger. Ja meinst denn, Freunderl, daß es

nur lauter Löwen-Vitriolinquisten gibt? — Ich selbst z. B. hab' einmal in Prag mit einem wilden Kerl im Hotel Platteis zu Mittag 'gessen. Wie ich ihn frag', was er für ein Geschäft hätt', sagt er: Tierbändiger. Ich sag' drauf, das müßt doch recht lebensgefährlich sein. — Keine Spur! sagt er. — Ob er denn noch niemals von seinen Bestien gebissen worden sei? frag' ich ihn. Da lacht er und sagt: Alleweil, sonst müßten's ja zugrund gehen. — Was sind denn das nachher für Viecher? frag' ich. Drauf sagt er: Flöh'! — Und wirklich hat er auf seiner Visitkarten den Titel gehabt: Wirklicher Geheimer Flöh-Dresseur der Königin von Madagaskar.

Hafergrund. Das ist alles Larifari; du weißt nix und der weiß nix. Ventriquilotinisten sind, wenn ihr's wissen wollt, eine afrikanische Sekte, nämlich eine Abart von den hinterindischen Fakirern in Neuseeland. Diese Leute leisten das Höchste in körperlicher Abhärtung. Im Prager Kalender ist einer in allen möglichen Stellungen porträtiert. Zum Frühstück trinkt er ein Glas Wasser und zieht sich zur Erfrischung einen Augapfel nach dem andern drei Zoll weit aus dem Kopf heraus. Als Gabelfrühstück stoßt er sich eine Gabel durch die herausgestreckte Zunge und leckt außerdem noch mit der angegabelten Zunge ein Stück glühendes Eisen ab. Als Mittagessen genießt er einige Glasscherben und hämmert sich dann wegen der besseren Verdauung eine Säbelschneide in die Magengegend hinein.

Schnatterich. Himmeldonnerwetter, hör' auf! Fünfundzwanzig Stockstreich' verdient ein Kerl, der mit seinem Körper so umgeht!

Hafergrund. Ja, meinst denn du, dem liegt was dran an Fünfundzwanzig? Fünfzig Stockstreiche kannst du dem herunterhauen, und er wird sich noch schönstens bedanken und wird sagen: Salomon Aleikum, vergelt's

Gott tausendmal! — Und wißt ihr, was ein solcher indischer Fakirer macht, wenn er von seinem Herrn vier Wochen Urlaub bekommt? Begraben läßt er sich! Nämlich er stulpt seine Zunge zurück und schluckt sie soweit hinunter, bis sie im Kehlkopf sitzt. Das tut er darum, daß er nicht erstickt. Dann läßt er sich 'die Nase und die Ohren mit Wachs verpetschieren, daß keine Leichenwürmer hineinkommen. Dann wird er regelrecht begraben, die Veteranen gehen mit, die Schützen, die Musikanten usw. Wenn seine vier Wochen Urlaub um sind, läßt ihn sein Herr wieder ausgraben.

Würflinger. Ja, ja! Es ist unglaublich, was für Dummköpf' es außerhalb Europas gibt!

* *
*

Am nächsten Abend hatte sich der gesamte Schmetten (sprich Crême) von Wastelfeld, darunter natürlich auch unsere lieben Freunde Schnatterich, Würflinger und Hafergrund, im großen Schützenhaussaale zur Vorstellung des Mosjö Maruschek eingefunden.

Als der Vorhang aufrollte, sah man rechts auf der Bühne eine schlanke, blasse, rothaarige Dame in einem himmelblauen geschlossenen Kleide, welche auf dem mit gewohnter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellten verstimmten Klavier des Gesangvereins „Harmonie" den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum" zum Besten gab. Links stand einer jener in Wastelfeld bisher noch nicht dagewesenen Zauberschränke, in welchen man eine darin eingeschlossene Person spurlos verschwinden lassen kann. In der Mitte befand sich ein rot verhängter Tisch, auf welchem, als die Klavierspielerin sich zurückgezogen hatte und der befrackte Ventriloquist erschienen war, plötzlich unter allgemeiner Heiterkeit eine Marionette, und zwar ein lustiges „Kasperl" auftauchte und in er-

götzlicher Weise frei stehend sich zu recken und spreizen begann. An diesen Knirps stellte der Mosjö eine Reihe von Fragen, welche von dem kleinen Zappelmann mit heller Stimme beantwortet wurden.

Das angenehme Erstaunen wuchs, als das Kasperl endlich, während der Mosjö die diskrete Klavierbegleitung besorgte, in aller Form zu tanzen und zu singen begann:

Mit Damen in den Zwanzigern,
Da hupf i gern, da tanz i gern —
Die Alten, die vertrag i nöt,
Die mag i nöt!

Denn sind sie alt, dann bleib ich kalt,
Dann gibt es keinen Aufenthalt.
Ich schleich davon und flieh geschwind
Wie der Wind.

Ein altes Weib ist prasseldürr,
Das Knochenwerk, das rasselt ihr —
Das kann ja kein Vergnügen sein.
Nein, nein, nein!

Und ist sie fett, ist's auch nicht nett,
Dann gibt's ein G'spött: Na so ein G'frött —
Die tanzt ja wie ein Elefant
Im Mohrenland!

Geradezu „demonstrativ" war der heitere Beifall geworden, als während der beiden letzten Strophen die schmale Frau Postmeisterin und die dicke Frau Gutsdirektorin im augenscheinlichen Zustande höchlicher Indignation, begleitet von ihren zerknirscht dreinblickenden Ehegatten, den Saal verließen.

So hatte denn der treffliche Ventriloquist im Fluge aller Herzen gewonnen. Man erlasse uns die Schilderung der folgenden ähnlichen Kunststücke, in deren Pausen die Dame in Himmelblau einige Arien sang — zwar nicht schön, jedoch italienisch. Nur über den Schluß der Vor=

stellung ist noch zu berichten, weil dieser im hohen Grade „dramatisch“ sich gestaltete.

„Was diese Dame betrifft,“ sagte nämlich der Mosjö, indem er seine interessante Genossin bei der Hand faßte, „so ist sie ein Geschenk, welches ich der Güte meines verehrten Gönners, des Sultans von Marokko, verdanke. Fortuna wird darüber entscheiden, welchem der anwesenden Herren es vergönnt sein soll, diese liebenswürdige Künstlerin in seine Arme zu schließen und einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.“

Auf einen Wink ihres Gebieters, welcher bei diesen Worten die Schranktür geöffnet hatte, schwebte die Schöne mit züchtigem Lächeln über die Bühne und stellte sich in den Schrank, den Mosjö Maruschek sodann verschloß. Mit erhobener Hand zeigte der Tausendkünstler nunmehr den Schlüssel vor und rief:

„Diesen goldenen Schlüssel werde ich jetzt in den Saal werfen, und jener Herr, dem der Schlüssel zufliegt, wird die Gefangene befreien und wird von ihren Lippen den süßen Lohn für seinen Ritterdienst empfangen. Voilà — eins — zwei — drei! ...“

Mit einer gleichzeitigen unwillkürlich haschenden Bewegung brachten im Hintergrund des Saales unsere drei Freunde Schnatterich, Würflinger und Hafergrund zum Ausdruck, was sie tiefinnerst bewegte. Das unsagbar vornehme Wesen der fremden Dame hatte es ihnen angetan, und jeder von den dreien hegte den sehnlichsten Wunsch, daß es doch ihm beschieden sein möge, die Rolle des Befreiers zu spielen und das Glück ihrer, wenn auch nur flüchtigen Berührung zu genießen. Allein ihr Haschen war vergeblich, und auch sonst rührte sich niemand im Saale, als jetzt Mosjö Maruschek den Inhaber des Schlüssels aufforderte, vorzutreten, den Schrank zu öffnen und den Retterlohn entgegenzunehmen.

Nach erfolgloser Wiederholung dieser höflichen Einladung zuckte Maruschek die Achseln und erklärte, daß jener Herr, dem der Schlüssel zugeflogen, offenbar aus irgendwelchen unbekannten Gründen Bedenken trage, von dem erlangten Rechte Gebrauch zu machen. Zur Ausfüllung dieser unliebsamen Pause werde die erste Nummer nochmals vorgeführt werden, weil sie das Glück eines besonderen Beifalls des geehrten Publikums gehabt habe.

Und schon war wieder das Kasperl auf dem Tische aufgetaucht und fing an zu springen und zu singen:

Mit Damen in den Zwanzigern
Da hupf i gern, da tanz i gern ...

Aber während der dritten Strophe hielt der kleine Tänzer inne und sank um. Unheimliche, dumpfe Klagelaute, die aus dem Schranke herzukommen schienen, hatten das fröhliche Spiel unterbrochen, und jetzt — jetzt hörte man ganz deutlich rufen:

„Mach auf — mach auf! Ich kann nicht mehr!"

„Wer hat den Schlüssel?" rief der Mosjö mit finsterer Miene in den Saal hinein.

Keine Antwort!

Das Publikum wurde unruhig. Einige lachten und meinten, das wäre wohl alles abgekartet. Viele aber fühlten sich von ernsten Bedenken angewandelt.

„Hab Erbarmen!" so ließ sich jetzt wieder die Stimme im Schrank vernehmen. „Ich ersticke!"

Der Mosjö stampfte mit dem Fuße. „Wie kann ich denn öffnen ohne Schlüssel?" schrie er zornig.

Darauf die Stimme: „Elender! Willst du auch mich ums Leben bringen, wie deine ersten drei Frauen?"

„Schweig!" schrie Maruschek erregt, und zum Publikum gewendet, fügte er hinzu:

„Glauben Sie ihr kein Wort! Sie ist das falscheste

Geschöpf der Welt! Keine Faser an ihr ist echt! Ihre Haare sind falsch, ihre Zähne sind falsch, ihr Wuchs ist durch und durch gefälscht!"

„Mörder!" rief die Stimme im Schrank.

„Schweig, nichtswürdige Gliederpuppe!" brüllte der Mosjö.

„Blaubart! Rinaldini! Schinderhannes!" gab die Stimme zurück.

„Glasäugiger Popanz! Seegrasmatratze! Elender Automat!" wetterte Maruschek.

Wie Blitz auf Blitz war dieser unheimliche Wortwechsel vor sich gegangen. Aber zugleich war auch die Unruhe des Publikums in rascher ruckweiser Steigerung zu vollem Aufruhr gediehen. „Schlosser holen!" — „Aufsprengen!" — „Polizei!" — „Hilfe!" so rumorte es durcheinander, und einige entschlossene Männer schickten sich bereits an, die Bühne zu erstürmen.

Da schrie der Mosjö: „Ich bitte um Ruhe, meine Herrschaften! Dieser Herr dort muß den Schlüssel haben!" Zugleich ertönte ein schauerliches Röcheln aus dem Schranke her ... Hafergrund, der den grimmigen Blick des Tausendkünstlers auf sich gerichtet sah, griff mechanisch in die Tasche. Die Haare stiegen ihm zu Berge. „Meiner Seel," stammelte er, „ich hab' ihn!" Und dabei zeigte er den beiden Freunden den Schlüssel.

„Gratuliere, dann bist du der Mörder", sagte Würflinger trocken.

„Unglücksmensch, warum hast du das nicht früher gesagt!" bemerkte Schnatterich.

Mit schlotternden Knien wankte Hafergrund der Bühne zu. „Ja, jetzt wird es wohl zu spät sein," donnerte ihm der Mosjö entgegen, indem er ihm den Schlüssel entriß, um den Schrank zu öffnen. Zur Totenstille war die Erregung im Saale erstarrt, als Maruschek die Schrank-

tür auftat und als jetzt gläsernen Blicks dem armen Hafergrund die Leiche der Eingekerkerten in die Arme sank.

Eigentlich war es nicht ihre Leiche, sondern es war eine himmelblau gekleidete lebensgroße Puppe mit einem glasäugigen, rothaarigen Wachskopf — kurz ein ziemlich gelungenes Abbild der blassen, anmutigen Sängerin. „Wohlan, meine Herrschaften!" rief der Mosjö, indem er der Figur rasch die Brust öffnete und mit tiefen Griffen kleine Ballen Seegras aus dem Körper hervorholte, „wohlan, da sehen Sie, daß ich recht hatte: ihr Wuchs ist durch und durch gefälscht!"

Es dauerte ziemlich lang, bis der Schrecken in sturmartig anschwellender Heiterkeit und zuletzt in mächtigen Beifallsjubel sich auflöste . . .

Die drei roten Hirsch-Stammgäste brüteten bis lange nach Mitternacht über dem Problem, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Darin kamen sie wohl überein, daß jener verdächtige Unbekannte, der sich während der aufregungsvollen Schlußproduktion an sie herangedrängt hatte, immerhin den Schlüssel in Hafergrunds Rockseitentasche hineingeschmuggelt haben könne. Wie aber eine ausgestopfte Wachsfigur nicht nur zu gehen und zu stehen, sondern sogar Klavier zu spielen und italienische Arien zu singen imstande sei — das ist unseren drei Freunden noch heute ein Rätsel.

Der geprellte Genius.

Ich hatte einmal irgendwo in Mitteleuropa ein Geschäft zu erledigen. Ich betone, daß es eine mitteleuropäische Gegend war, obgleich die ersten Eindrücke, die ich dort empfing, mich geradezu an . . . afrikanerten.

Durch ein Dorf gehend, war ich sofort der Mittelpunkt eines „ebenso zahlreichen wie gewählten" mörderisch

bellenden Hundepublikums. Eine Rotte von Schulknaben kam lärmend des Weges einher. Statt sich meiner Bedrängnis zu erbarmen, freuten sich die Rangen königlich. Einzelne eiferten die Hunde an, nur noch schärfer ins Zeug zu gehen. Andere zeigten mir die Zunge, und zwar vollständig — in Kabinettformat — und ein kleiner Kautschukmann hatte sogar die Dreistigkeit, mir, indem er mir den Rücken zuwandte und seinen Kopf zwischen die Beine steckte, mit ausgespreizten Fingern von seiner Nasenspitze aus eine mimische Injurie zu widmen.

Ähnliche unerfreuliche Wahrnehmungen hinsichtlich der Gesittung der Ortsjugend schöpfte ich in den nächsten Dörfern. Da gab es Knirpse, welche Zigarren pafften, und andere, welche fröhliche Lieder sangen, deren sich selbst die erwachsenste Tingeltangelsängerin zu schämen alle Ursache gehabt hätte.

Einer aus der gottverlassenen Brut wollte mich durch einen höhnischen Zuruf meines in diesen schlimmen Zeiten immerhin schätzenswerten Ariertums berauben, obgleich ich ihm sofort meinen unübersehbaren arischen Stammbaum, wenn ich ihn zufällig bei mir gehabt hätte, um die Ohren hätte hauen können.

In einem dieser interessanten Dörfer schwirrten mir sogar, von hoffnungsvollen Knaben geschleudert, Steine an den Ohren vorüber. Ein freundlicher Alter sah mit Gönnermiene zu. Er tröstete mich mit der Versicherung, dies wären nur kleine Scherze. Die humorvollen jugendlichen Steinwerfer übten sich also offenbar an mir im Nichttreffen. Wenn mir einer aus Versehen dennoch ein Loch in den Kopf geworfen hätte, so würde der ungeschickte Werfer von den anderen wahrscheinlich gebührend ausgelacht worden sein.

Im Weitergehen beschloß ich, über die sonderbaren Sitten und Gebräuche, in die ich soeben Einblick genossen,

ein dickes Buch zu schreiben und dasselbe im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zum Preise von 9 Mark — gebunden 10 Mark — erscheinen zu lassen, wie dies seither Slatin Pascha auf Grund seiner Erlebnisse im Sudan wirklich getan hat. Mit dieser Idee beschäftigt, strebte ich denn rüstig meinem nun gar nicht mehr fernen Reiseziele zu.

Zu meiner nicht geringen Überraschung begegnete ich hier alsbald einer musterhaft gesitteten Dorfjugend.

„Gelobt sei Jesus Christus" — begrüßten mich die Jungen, indem sie artig die Mützen lüfteten.

„In Ewigkeit, Amen, meine lieben Kinder. Wo ist denn hier das beste Wirtshaus?"

Freundlich wetteifernd führten sie mich dahin. „Ich bitte, ins Herrenzimmer einzutreten", sagte der Wirt. „Es ist niemand drin als der Herr Lehrer."

Das war nun ein Mann, der auf den ersten Blick für sich einnahm. Auf einer hohen, schlanken, schmiegsamen Gestalt thronte ein nur spärlich blondbehaarter, aber prächtig entwickelter Denkerschädel mit klugleuchtenden blauen Augen.

Ich stellte mich ihm vor, reichte ihm die Hand und sprach ihm meine Freude aus, einen Mann kennen zu lernen, der vollkommen auf der Höhe seines schönen Berufes stehe.

Zartes Rot färbte sein Antlitz. Er wisse wirklich nicht, was eine ihm so ehrenvolle Voraussetzung bewirkt habe.

Da gab ich ihm eine kurze Schilderung meiner jüngsten Erlebnisse. Diese Verrohung der Jugend in den Nachbardörfern und der angenehme Gegensatz, der hier im Orte sich sofort erwiesen — das wäre zweifellos auf den segensreichen Einfluß der hiesigen Schule zurückzuführen und müsse mich mit höchster Achtung für deren Leiter erfüllen.

Der Lehrer lächelte. „Was den verwahrlosten

Nachwuchs in der Umgebung betrifft, so sind Sie ja leider nur allzusehr im Rechte", sagte er. „Allein, wissen Sie," so fügte er hinzu, „wer Schuld trägt an dieser sittlichen Verwahrlosung?"

„Nun?"

„Der Genius der Menschlichkeit."

„Ach, was Sie sagen!"

„Es ist nicht anders. Der Genius der Menschlichkeit erlaubt nicht mehr, daß die Schuljungen geprügelt werden. Der Genius der Menschlichkeit ist ein Gegner der Prügelstrafe. Prinzipiell hat er damit vollkommen recht, wie er denn überhaupt prinzipiell immer recht hat. Allein de facto ist und bleibt er schuld an der Verwilderung der Jugend, weil auf das Gemüt sehr vieler Kinder eben nur durch körperliche Züchtigung erfolgreich eingewirkt zu werden vermag. Ich gehe sogar noch viel weiter. Wer verschuldet die Verwilderung des öffentlichen Lebens überhaupt? Wer verschuldet namentlich den vielbeklagten Niedergang des Parlamentarismus? Niemand anderer als der nämliche Genius: der Genius der Menschlichkeit, der Freiheit und des Fortschritts! Mißverstehen Sie mich nicht. Ich bin beileibe kein Reaktionär, aber Sie werden mir zugeben: wenn die Vorsitzenden unserer parlamentarischen Körperschaften das Recht besäßen, jeden Abgeordneten, der in nichtsnutziger Weise die Würde des Hauses und die berechtigten Empfindungen anständiger Bürger verletzt, auf die Bank legen und ihn von handfesten Dienern fünfundzwanzig herunterhauen zu lassen, und wenn von diesem Rechte prompter, ausgiebiger Gebrauch gemacht werden würde, so wäre das gewiß ..."

Da ein Hustenanfall seinen Redestrom unterbrach, ergänzte ich:

„Es wäre gewiß eine wirksamere Maßregel als der bisher übliche Ordnungsruf."

„Ohne Zweifel, denn der Ordnungsruf setzt ein Anstandsgefühl des damit Gemaßregelten voraus, welches in der Regel gar nicht vorhanden ist. Eine Maßregel also, welche auf den Gemaßregelten gar keinen Eindruck machen kann, ja welche von ihm nicht selten geradezu verhöhnt wird. Allein jene fünfundzwanzig würden Eindruck machen, verlassen Sie sich darauf!“

„Was aber wollen Sie?“ sagte ich lachend. „Sie denken doch nicht im Ernst an eine solche Reform?“

„Nicht einen Augenblick. Der Genius der Menschlichkeit, der Freiheit usw. erlaubt es ja nicht. Grundsätzlich hat er auch hier wieder recht, aber tatsächlich trägt er doch die Schuld.“

„Kommen wir zur Sache. Ich glaube Sie jetzt zu verstehen. Sie selbst setzen sich des höheren Zweckes wegen über die Vorschriften hinweg, welche es verbieten, die Schulkinder zu prügeln?“

„Sie irren, mein Herr. Ich achte jene Vorschriften — schon weil ich sie achten muß.“

„Mithin erzielen Sie ihre erfreulichen Erziehungsergebnisse ohne solche Strafmittel? Damit beweisen Sie ja selbst die Entbehrlichkeit der körperlichen Züchtigung.“

Von einem abermaligen Hustenanfall gestört, schüttelte er energisch den Kopf. Dann aber begann er ganz unvermittelt eine schwungvolle Lobrede auf — die Wunder der Elektrizität.

Ich sah ihn besorgt an.

„Ja, mein Herr,“ fuhr er fort, „wenn ich ein Verdienst für mich in Anspruch nehmen darf, so ist es dieses, daß ich die Wunder der Elektrizität in den Dienst der Erziehungskunde gestellt habe. Jene Jugend unseres Ortes, welche Ihr Wohlgefallen erregt hat: durch mich ist sie veredelt worden — und zwar: auf elektrischem Wege!“

Ich wich einige Schritte zurück, er aber schloß mit heiterer Ruhe:

„Erfahren Sie denn, auf welches Auskunftsmittel ich geraten bin, die störrige, widerspenstige Jugend zu bändigen, zu strafen und zu bessern. Ich bediene mich zu diesem Zwecke meiner Elektrisiermaschine. Ich lasse die strafwürdigen Kinder einfach vortreten und elektrisiere sie. Stärker, schwächer, je nach dem Grade des Verschuldens. Selbst in verzweifelten Fällen habe ich durch dieses Verfahren bereits die wunderbarsten pädagogischen Erfolge erzielt."

„Ich beglückwünsche Sie dazu — allein Herr Lehrer, es scheint mir, daß Sie mit dieser originellen Bestrafungsmethode sich doch in Widerspruch zu den Vorschriften stellen, welche, wenn ich nicht irre, *jede* Art der körperlichen Züchtigung untersagen."

Da faßte mich der Lehrer beim Arm und sagte: „O bitte, nicht so laut! Sie haben ja vollkommen recht, allein die Kinder wissen nur, daß sie in der Schule nicht geprügelt werden dürfen — aber daß sie auch nicht elektrisiert werden dürfen, wissen sie nicht!"

Da es für mich inzwischen notwendig geworden war, an das Geschäft zu denken, dessentwegen ich gekommen war, nahm ich herzlich Abschied von dem Lehrer.

„Sie sind ein wackerer Mann", sagte ich. „Zwar führen Sie den Genius der Menschlichkeit hinters Licht, allein Sie tun es — in seinem eigenen Interesse!"

Ein graues Rätsel.

Erlebnis eines deutschen Schriftstellers.

Es war einmal — der freundliche Leser möge sich durch diese einleitenden Worte nicht zu der falschen Mutmaßung verleiten lassen, daß ihm hier ein Märchen erzählt

werden soll — es war einmal ganz ausnahmsweise geschehen, daß Hugo Hilmar einen ganzen Band lyrischer Gedichte gegen seine Überzeugung gedichtet hatte. Seiner Überzeugung nach war Hilmar ein Klassiker, aber in diesen seinen neuesten Gedichten hatte er sich rückhaltslos der jüngst-deutschen Richtung überliefert. Warum? Weil eine außerordentliche Nachfrage nach jüngst-deutschen Gedichten herrscht. Und der richtige Dichter, der auf der „Höhe der Situation" bleiben will, der darf nicht nur fortwährend den leisen Klängen in seinem eigenen Busen lauschen, sondern er muß auch aufmerksam umherhorchen, um zu erfahren, was die Leute haben wollen.

Sichtlich erleichtert seufzte Hilmar, als er das Schlußgedicht des Bandes beendet hatte: „Ah, das war eine Hundearbeit! Allein ich glaube, sie ist mir gelungen, — und ohne Zweifel . . ."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach dieses Selbstgespräch. Eine keuchende pelzverhüllte Fleischmasse wälzte sich herein, streifte den Pelz ab und ließ sich ohne Umstände auf einem Stuhle nieder. Ein unheimlich-tückischer, grausam-habgieriger Zug in dem breiten, roten Antlitz des feisten Ankömmlings verriet sofort den Verlagsbuchhändler.

Die wulstigen ringbesetzten Finger des Ungetüms falteten sich zunächst auf der Höhe des mit einer schweren Goldkette geschmückten Bauches zusammen. Dann löste sich die Rechte aus der spielenden Verschlingung und holte aus der Brusttasche eine Zigarrentasche hervor. „Gefällig?" sagte der Dicke, indem er dem Dichter eine Zigarre anbot. „Bin nämlich der Verleger Thomas . . . Zufällig vorbeigefahren, ganz zufällig . . . Sie heißen Hilmar, wenn ich nicht irre?"

Der Dichter bejahte.

„Sie sind Schriftsteller?"

„Ich bin so frei."

„Hm. Ja, was ich sagen will, . . . als ich soeben zufällig hier vorbeifahren wollte, fiel mir ein, daß mir gestern oder vorgestern jemand sagte, in der Burggrabengasse Nr. 7 wohne ein junger Mann, namens Hilmar, welcher nächstens einen Band Gedichte zu veröffentlichen beabsichtige. Da les' ich nun zufällig die Straßentafel ‚Burggrabengasse 7' .... Nun, kurz und gut, ich bin ein ehrlicher Mann, der nicht gern viele Worte macht: ich bin bereit, den Druck und Verlag Ihres Buches zu übernehmen."

Höhnisch antwortete Hilmar: „Ihr Anerbieten ist zwar sehr schmeichelhaft, allein ich bedauere, davon keinen Gebrauch machen zu können."

Der Verleger aber zog ruhig eine dicke Brieftasche hervor und sagte: „Ich zahle Ihnen tausend Gulden bar, außerdem erhalten Sie fünfhundert Gulden für jede neue Auflage. Für eine würdige Ausstattung des Buches werde ich Sorge tragen."

Eine edle Röte überzog Hilmars Antlitz. „Fällt mir gar nicht ein!" rief er. „Meine Gedichte werden im Selbstverlag erscheinen. Ich will den Ertrag meiner geistigen Arbeit ungeschmälert genießen. Mit Ihnen will ich nichts zu tun haben, Sie Scheusal! Es ist mir genügend bekannt, daß Sie sich von dem Schweiße mästen, der in schlummerlosen Nächten von nimmermüden Dichterstirnen perlt. Sie wissen sehr genau, daß die Welt unserer Tage nach dem Genusse poetischer Erzeugnisse lechzt. Alles ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes will Gedichte lesen und kaufen. Der flaumbärtige Jüngling und der Greis am Stabe, die holderblühte Jungfrau und die ehrwürdige Matrone, sie alle stürmen den Bücherladen, so oft sich die Nachricht verbreitet, daß eine neue Sammlung lyrischer Dichtungen erschienen sei. Sie aber, Scheusal, wissen in gieriger

Selbstsucht diesen allgemeinen Drang nach dem Schönen auszubeuten, Sie entlocken dem Poeten das Geisteskind, das er unter namenlosem Wonneschauer und unaussprechlichen Schmerzen geboren, Sie entlohnen ihn mit einem oder dem andern lumpigen Tausender und heimsen Millionen ein. Mich aber reizt Ihr Angebot nicht im geringsten, da ich selbst über eine Unsumme Geldes verfüge."

Das war die pure Wahrheit. Hilmar verfügte in des Wortes verwegenster Bedeutung über eine „Unsumme" Geldes, denn er besaß nicht einmal einen einzigen Heller.

„Ist das Ihr letztes Wort?" krächzte der Verleger.

„Mein letztes Wort ist: Hinaus!" schrie der Poet.

Zähneknirschend und mit einem Blicke voll unheimlicher Drohung entfernte sich das fette Ungeheuer. Hilmar aber griff nach einem Zündhölzchen, um die im Eifer seiner Rede erloschene Glut der Zigarre des Verlegers zu erneuern. Dann verließ er das Haus und besuchte die Erkorene seines Herzens, die junge, reizende Ballerina Gisa Ramboldi.

Tief geneigt über irgend eine feine Nadelarbeit saß das anmutige Geschöpf am Fenster des dürftig eingerichteten Zimmers. All ihre theaterfreie Zeit verbrachte Gisa mit der Anfertigung feiner Handarbeiten, um ihr kleines Einkommen zu vervollständigen. Sie war sozusagen eine „Künstlerin auf allen vieren", denn ebenso geschickt wie die Füße dieser allerliebsten Tänzerin waren auch ihre emsigen Finger.

Hilmar eilte auf sie zu und wollte sie küssen. Streng wehrte sie dies Verlangen ab. „Du weißt doch, Hugo," sagte sie, „daß es meinen Grundsätzen entschieden widersprechen würde, dir vor unserer Hochzeit irgendwelche zärtliche physische Annäherung zu erlauben."

„Ich nahm an," antwortete Hilmar kleinlaut, „daß es mir heute ausnahmsweise vergönnt sein werde, weil

ich dir eine freudige Nachricht zu überbringen habe. Vernimm, Gisa: in kurzer Zeit wird unsere Not ein Ende haben, denn ich bin im Begriffe, einen Band lyrischer Gedichte im Selbstverlage zu veröffentlichen! Dann werden wir Geld haben wie Heu, dann werden wir Hochzeit machen . . ."

„Und dann," unterbrach ihn Gisa mit einem Ausdruck unsäglicher Zärtlichkeit, „dann wirst du mich küssen dürfen, dann wird dir alles erlaubt sein."

„Alles?" jubelte Hilmar.

„Alles", hauchte die Ballerina mit holdem Erröten.

„Alles, alles!" lispelte Hilmar mit seligem Lächeln . . .

Dann schwiegen beide. Es ging ein Engel durchs Zimmer, der Engel schuldloser Liebe.

„Gisa, du wirst dir die Augen verderben!" fing jetzt Hilmar wieder an.

„Wenn nur das Herz unverdorben bleibt!" sagte Gisa mit einem seelenvollen Augenaufschlag. „Denk dir nur," fügte sie dann hinzu, „heute mittags war Fürst Glockenberg bei mir. ‚Mademoiselle, je vous aime!' sagte er, und überreichte mir ein Paar prächtige Brillantohrgehänge. Ich aber warf ihm einen langen Blick zu, in welchem abwechselnd Zorn, Mitleid, Scham, Verachtung, Bosheit, Seelengröße und Rührung zum Ausdruck kam. ‚Durchlaucht,' rief ich dann, ‚erinnern Sie sich Ihrer Frau Gemahlin!' Da stieß der Fürst einen tiefen Seufzer aus. Enttäuschung, Schmerz, Reue, Sehnsucht, Wehmut und Entsagung malte sich in seinen Mienen, und zwar in verschiedenen Farben, denn sein edles Antlitz wurde in rascher Folge zuerst bleich, dann gelb mit einem Stich ins Grünliche, später rosa und endlich flammend rot. ‚Sie haben recht, Fräulein,' sprach er dann, ‚ich werde mich von jetzt an meiner Frau erinnern.' Mit diesen Worten zog er ein Taschentuch hervor und band einen Knoten hinein."

„Und die Ohrgehänge — wo sind sie?“ fragte Hilmar tief ergriffen.

„Der Fürst“, antwortete Gisa, „hatte sie auf dem Tische liegen lassen. Später kam ein alter Bettler und bat mich um ein Almosen. ‚Hier,‘ sagte ich, ‚nehmen Sie diese Ohrgehänge, und kaufen Sie sich Brot dafür.‘ Da verklärte ein Freudenschimmer sein von Kummer und Entbehrungen durchfurchtes Antlitz. ‚Tausend Dank,‘ rief er aus, ‚diese Ohrgehänge werde ich nicht verkaufen, sondern ich bringe sie meiner Frau, welche seit zwölf Jahren krank daniederliegt. Ein Paar Brillantohrgehänge, das war von jeher ihr sehnlichster Wunsch. Und morgen ist ihr Geburtstag!‘ — Bei diesen Worten“, so fügte die Ballerina hinzu, „rannen dem alten Manne zwei große Tränen die Wangen entlang, und der Schimmer dieser beiden Tränen, der mir unvergeßlich bleiben wird, gewährte mir einen reineren und schöneren Genuß, als mir ihn jener Schmuck jemals hätte bereiten können!“

„Edles Mädchen!“ stöhnte Hilmar und schloß sie heftig in seine Arme. Sie aber stieß ihn zurück und rief: „Hinweg, elender Wüstling!“

„Wieso?“ fragte Hilmar verstört. Da rief die Tänzerin: „Ich empfehle Ihnen, mein Herr, mich unverzüglich von der Widerwärtigkeit Ihres Anblickes zu befreien!“ Damit wandte sie ihm ihren prachtvollen Rücken zu, worauf sich Hilmar seufzend und mit schlotternden Knien entfernte.

Schlummerlos wälzte sich Hilmar wenige Stunden später auf seinem nächtlichen Lager. Der Gedanke an die Herrliche, die er in demselben Augenblicke verloren hatte, als ihm ihre Hochherzigkeit so recht offenbar geworden, verscheuchte den Schlaf von seinen Lidern. Dazu gesellte sich die Erinnerung an das unheimliche Gehaben des dicken Verlagsbuchhändlers. Jäh und mit aufrüttelnder Macht

kam ihm die Idee: „Deine Gedichte können dir gestohlen werden!“ Rasch ging er daran, sich anzukleiden und sein Manuskript in eine alte Blechbüchse einzupacken. Mit dieser Büchse unterm Arm weckte er den schlafenden Hausbesorger. „Leihen Sie mir gefälligst einen Spaten,“ sagte er, „und öffnen Sie mir das Haustor. Nächstens sollen Sie für Ihre Mühe königlich belohnt werden.“ Brummend entsprach der Zerberus diesem Verlangen.

Nicht achtend des grimmigen Frostes der mondhellen Winternacht eilte Hilmar in den nahen Wald hinaus. Hinter einer kleinen Waldkapelle schaufelte er ein Plätzchen schneefrei, nachdem er sich sorgfältig überzeugt hatte, daß kein Späherauge ihn beobachte. Eifrig begann er dann ein tiefes Loch zu graben, dem er seinen bedrohten Schatz anvertrauen wollte. Plötzlich aber stieß sein Spaten auf irgend einen im Erdreich vergrabenen Gegenstand ...

Nervenschwache Leser werden in ihrem eigenen Interesse ersucht, sich mit dem bisher gehabten Genuß zu begnügen und die Lektüre hier endgültig abzubrechen.

Jener Gegenstand also war ein in Leinwand gehülltes, wohlverschnürtes Paket, dem ein grauenvoller Geruch entströmte. Als Hilmar es trotzdem öffnete, erwies sich der seltsame Fund im bläulichen Mondenlichte als die untere, vom Kniegelenk abgelöste Hälfte eines lediglich mit einem Stiefel und einem grauen Strumpfe bekleideten menschlichen Beines. Hilmar stemmte sich gegen die Ohnmacht, die ihn bei diesem Anblicke anwandeln wollte. Er wußte, daß ihm in dieser Abgeschiedenheit der Tod des Erfrierens sicher wäre, wenn er sich der Versuchung überließe, die Besinnung zu verlieren ...

Nachdem er schleunig den unheimlichen Fund in die Grube zurückgeworfen und mit Schnee bedeckt hatte, eilte er in die Stadt zurück, um die Polizei von seiner schauerlichen Entdeckung zu benachrichtigen. In der Nähe seiner

Wohnung angelangt, erinnerte er sich einer Flasche Kognak, die ihm Gisa zu Weihnachten geschenkt hatte. Hilmar befand sich in einem Zustande, der ihm diesen Kognak als außerordentlich zeitgemäß erscheinen ließ. Brummend öffnete der Zerberus dem stürmisch Einlaß Fordernden die Haustür. Der Tag begann zu grauen, aber auch dem in sein Zimmer eintretenden Hilmar fing zu grauen an.

Welch ein Bild bot sich ihm dar! Sein vor kurzem noch so traulicher Wohnraum war der Schauplatz einer Verwüstung geworden, die jeder Beschreibung spottet! Eiskalte Luft wehte ihm entgegen: Das Fenster vollständig zertrümmert, der Schrank gewaltsam geöffnet, das Bettzeug durcheinander geworfen, das Waschbecken war von der dämonischen Macht, die hier gewaltet hatte, offenbar gegen den Spiegel geschleudert worden, dessen Splitter jetzt, vermengt mit den Scherben des Porzellanbeckens, ringsum verstreut lagen ...

Mehr tot als lebendig saß Hilmar neun Uhr morgens im Bureau des Polizeidirektors Schnapper. Ein Schreiber protokollierte Hilmars Mitteilungen. Schnapper erwies sich auf den ersten Blick als ein Denkerkopf erster Güte. Der mächtige, kahle Schädel mit dem scharfen, bretterdurchbohrenden Blicke der grauen Augen, die unter buschigen Brauen hervorsprühten, und mit dem langen roten Barte erinnerte an das Bildnis Darwins. Es war übrigens längst bekannt von diesem Polizeidirektor, daß jeder Verbrecher, der sich im Umkreise dieses obersten Sicherheitswächters mit einer heimlichen Freveltat hervorragte, von vornherein verloren war, weil Schnappers Persönlichkeit durch ihre eiserne Entschlossenheit und ihren unfehlbaren Spürsinn ein ganzes Heer geheimer Agenten aufwog.

„Sie wollten also“, sagte Schnapper, „Ihre Gedichte aus Furcht, daß sie Ihnen gestohlen werden könnten, nachts

im Walde vergraben und fanden bei dieser Gelegenheit die untere Hälfte eines menschlichen Beins. Herr Fröschling, geben Sie sofort den Auftrag, daß ein Agent von der bezeichneten Stelle das Bein abholt." — Der Schreiber entfernte sich, und der Polizeidirektor fuhr fort: „Nach Hause zurückgekehrt, fanden Sie Ihr Wohnzimmer vollständig verwüstet. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß diese Vorgänge in Ihrer Wohnung mit Ihrem geheimnisvollen Funde bei der Waldkapelle in ganz engem Zusammenhange stehen." — „Ja, woher wissen Sie denn das, Herr Polizeidirektor?" fragte Hilmar erstaunt. Über Schnappers geistvolles Antlitz glitt ein Lächeln. „Genug, daß ich es weiß", sagte er. „Nennen Sie es Divination, nennen Sie es Inspiration, nennen Sie es Intuition, nennen Sie es Instinkt — einerlei, ich weiß es." Nach einem raschen Blick auf seine Taschenuhr fügte er hinzu: „Übrigens, bis zwölf Uhr mittags wird der Fall erledigt sein."

„Hatten Sie", fragte Schnapper weiter, „in der letzten Zeit mit irgend jemandem einen Streit, ein Zerwürfnis?" — „Allerdings, mit meiner Braut, der Ballerina Gisa Ramboldi. In einer leidenschaftlichen Aufwallung wollte ich sie umarmen, ihre jungfräuliche Empfindung bäumte sich dagegen auf, und so kam es zum Bruche zwischen uns beiden." — Schnapper verzog keine Miene, aber er gab sofort Auftrag, Gisa in möglichst rücksichtsvoller Weise herbeizuholen.

Zwischendrunter gab es ein fortwährendes Kommen und Gehen. Der Polizeidirektor erledigte mit staunenswerter Umsicht und Ruhe eine Menge schwebender Angelegenheiten. Bald kam auch der Mann mit dem unheimlichen Beine aus dem Walde zurück. Gleichzeitig wurde Gisa gemeldet. Schnapper breitete rasch ein großes Tuch über das abgehackte Bein.

Der Polizeidirektor bewährte sich der Tänzerin gegen-

über als vollendeter Weltmann. „Bitte mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie, geehrtes Fräulein, nicht zufällig heute nachts in Herrn Hilmars Wohnung waren?“ — Gisa sah ihn staunend an. Der Polizeidirektor fuhr unbeirrt fort: „Es würde uns nämlich lebhaft interessieren, zu erfahren, ob in jener Wohnung, vielleicht von Ihnen, liebes Fräulein, das Waschbecken gegen den Spiegel geschleudert und das Bettzeug durcheinandergeworfen wurde?“

„Vermutungen dieser Art“, entgegnete Gisa stolz, „reichen nicht hinan an die Höhe meiner Verachtung.“

„Oder ist Ihnen vielleicht zufällig dieser Fuß bekannt?“ fragte nunmehr Schnapper, indem er mit schnellem Ruck die Hülle von dem abgehackten Beine hinwegzog.

Ein schriller Schrei — Pumps! Die Tänzerin war zu Boden gestürzt. Kaltblütig ordnete Schnapper an, daß man die Besinnungslose dem Polizeiarzte, nötigenfalls dem Krankenhause übergeben möge. Dann wandte sich der Polizeidirektor wieder unserem Hilmar zu. „Ob die Ursache dieser Ohnmacht Schuldbewußtsein war“, sagte er, „oder nur der ungewohnte Anblick eines losgelösten menschlichen Körperbestandteils, dürfte sich später herausstellen. Einstweilen wollen wir uns das Bein ein wenig ansehen. Ah, dieser graue Strumpf — Sie sehen: das noch vor kurzem scheinbar undurchdringlich dunkle Rätsel beginnt bereits grau zu werden. Bemerken Sie nichts Besonderes an diesem Strumpfe?“

„Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten ist es ein grauer Strumpf wie jeder andere.“

„Allerdings, bis auf einen einzigen kleinen, aber nicht unwesentlichen Umstand. Sehen Sie, dieser Strumpf ist mit roter Wolle gemärkt: A. S. — ganz deutlich. Nehmen wir zunächst an, es wären dies die Anfangsbuchstaben des Namens jenes Menschen, der sich ehedem des Besitzes des vorliegenden Beines zu erfreuen hatte.“

„Diesmal dürften Sie recht haben, Herr Polizeidirektor, allein Ihre Ansicht, das möglicherweise Fräulein Gisa in diese Sache verwickelt sein könnte, erscheint mir, verzeihen Sie, geradezu phantastisch. Diese edle Jungfrau wäre kaum imstande ein Insekt zu töten, geschweige denn einem Menschen den Unterschenkel wegzuhacken."

Schnapper nahm diese Bemerkung mit eisigem Lächeln hin. Er gab dem Schreiber die Weisung, im Verzeichnisse der Vermißten nachzusehen, ob sich nicht ein Mensch mit den Anfangsbuchstaben A. S. darunter befände. „In der Tat", antwortete der Schreiber, „hier: Anton Sauerkopf, ein junger Handlungsgehilfe aus der Lederbranche." Schnapper befahl, sofort eine Nachrevision in der Wohnung dieses Vermißten vornehmen zu lassen.

Die Zwischenzeit bis zur Erledigung dieses Auftrages wurde wieder mit der Untersuchung anderer Angelegenheiten ausgefüllt. Bald kam ein Agent mit einem Notizbuche, das der verlorene Sauerkopf in seiner Wohnung zurückgelassen, und das man nunmehr dort gefunden hatte. Schnapper öffnete das Büchlein und las halblaut: „2. Jänner. Victoria! Bei dem Verleger Thomas gewesen. Er lobt meine Gedichte und findet an meinem Talent einen entschiedenen jüngstdeutschen Zug, zu dem er mich beglückwünscht. Ich soll ihm die Sachen lassen und vorläufig strengste Diskretion bewahren. Abends soll ich ihn besuchen und auch darüber mit niemand sprechen. Wozu nur diese Geheimniskrämerei?"

Wieder verzog Schnapper keine Miene. Doch nein, um seine Lippen spielte ein feines Lächeln. So lächelt der geniale Schachspieler, wenn er seinem Gegner ein „Matt nach zwölf Zügen" ankündigt.

Eine Viertelstunde später erschien auf Schnappers Geheiß der Verleger Thomas im Bureau.

„Ich bitte, Platz zu nehmen. Waren Sie nicht heute

nachts in der Wohnung dieses Herrn? Haben Sie nicht den Spiegel mit dem Waschbecken zertrümmert und das Bettzeug durcheinandergeworfen?"

Thomas war leichenfahl geworden. „Ich erinnere mich wirklich nicht", stammelte er. — „So will ich Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen", bemerkte Schnapper mit leichter Ironie. „Hatten Sie denn nicht die Absicht, diesen Herrn zu ermorden und seine Gedichte zu rauben, um sie später unter irgend einem andern Namen herauszugeben? Haben Sie nicht, als Sie das Nest leer fanden, in sinnloser Wut die Wohnung verwüstet?"

Thomas lächelte verlegen.

„Und haben Sie", fragte Schnapper weiter, „nicht auch schon andere vortreffliche Verlagsgeschäfte dieser Art zustande gebracht? Haben Sie nicht diesen oder jenen jungen Schriftsteller in Ihre Wohnung gelockt und ihn ermordet, um sich zum glücklichen Erben seines geistigen Eigentums zu machen?"

„Beweisen Sie mir das gefälligst!" stammelte in höchster Bestürzung der Verleger.

Da zog Schnapper abermals schnell das Tuch von dem Beine des seligen Herrn Sauerkopf hinweg. „Kennen Sie dieses Bein?" schrie der Polizeidirektor.

„Sauerkopf!" stöhnte Thomas erblauend und stürzte röchelnd zu Boden. Der erfahrene Polizeidirektor erkannte sofort, daß dies keine Ohnmacht war, sondern ein Schlagfluß.

In der Tat, ein Schlagfluß hatte dem schändlichen Dasein dieses Ungeheuers ein Ende bereitet . . .

In demselben Augenblicke schlug es vom nahen Turme zwölf Uhr mittags. „Zwölf Uhr," sagte Schnapper lächelnd zu Hilmar. „Sie sehen, ich hatte recht, der Fall ist erledigt." —

Unter Schnappers umsichtiger Leitung fanden später

im ganzen Umkreise der Stadt Nachgrabungen nach den Armen, Beinen und Rümpfen verschollener Lyriker statt. Die Ausbeute war äußerst ergiebig, doch konnte die genaue Zahl der Opfer, welche der Verlagsbuchhändler in sein Haus gelockt, ermordet, zerstückelt und in kleinen Partien vergraben hatte, niemals festgestellt werden.

Als Hilmar seine ehemalige Braut im Krankenhause besuchte, fand er sie in einem höchst beklagenswerten Zustande. Die einst so schöne Tänzerin glich einem mit Pergament überzogenen Gerippe. Außerdem war seit dem entsetzlichen Anblick des Sauerkopfschen Beines ihr Geist umnachtet. „Ziehen Sie ihr Bein zurück, mein Herr", rief sie ihrem ehemaligen Bräutigam zu. „Sie wissen, daß ein solcher Anblick mein sehr entwickeltes Zartgefühl verletzen muß."

„Aber Gisa," antwortete Hilmar, „das ist doch nicht mein Bein, das ist ja mein Arm." — „Ah, Durchlaucht," sagte jetzt die Kranke, „ziehen Sie doch ihr Taschentuch hervor und betrachten Sie den Knoten. Erinnern Sie sich Ihrer Frau, Durchlaucht."

Erschüttert entfernte sich Hilmar. Seine inzwischen im Selbstverlage erschienenen Gedichte trugen ihm sofort Gold und Ruhm in Fülle ein. Aber was lag ihm jetzt an Gold und Ruhm!

Er ging auf Reisen. Endlich beschloß er Neapel zu sehen und zu sterben — sei es durch Gift, sei es durch eine Revolverkugel.

Neapel! Oh! — Ach Neapel! Aber unserm Hilmar war auch das herrliche Neapel ganz egal. Finster vor sich hin brütend, saß er in seinem Hotelzimmer und dachte an sein verlorenes Lieb ... Da öffnete sich plötzlich die Tür. Ein junges schönes Mädchen im Reiseanzug tänzelte herein. Es war Gisa, frischer, rosiger, üppiger denn je.

Hilmar wollte sie umarmen, aber er erinnerte sich

rechtzeitig ihrer Grundsätze. Fröhlich erzählte Gisa, wie sich das Wunder ihrer Genesung vollzogen. Sie war in Wörishofen gewesen. Vier Wochen Kneippscher Kur hatten sie vollständig hergestellt und ihr Gesundheit, Schönheit und Vernunft wiedergegeben. Wieder wollte Hilmar die Arme nach ihr ausstrecken, aber er besann sich und murmelte: „Man sollte nicht denken, was das kalte Wasser imstande ist!“

„Ja,“ frohlockte Gisa, „und jetzt hat alle Not ein Ende. In einer Stunde sind wir vereint fürs Leben.“

„Wieso?“ fragte Hilmar.

„Der Wagen wartet“, entgegnete die Tänzerin. „Wir können sofort zur Trauung fahren. Es ist alles vorbereitet.“

„Wie, du hättest . . .?“ jauchzte Hilmar.

„Ich habe alles ins Werk gesetzt“, sagte Gisa. „Oder glaubst denn du,“ fügte sie hinzu in holder Scham erglühend, „daß ich sie noch länger dulden will, diese Tantalusqualen?“ —

Wer mit Pech umgeht . . .

„Danke Mama, ich will vor Tische nichts mehr essen.“ Mit diesen Worten geht der kleine Otto daran, die heimgebrachten Schulbücher in seinem Kasten unterzubringen.

„Nichts essen? Ja warum denn?“

„Weil ich schon ein großes Butterbrot gegessen habe. Weißt du, Mama, ich habe nämlich jetzt einen guten Freund, den hab' ich aus der Schule nach Hause begleitet, und da bekam ich ein großes Butterbrot. Seine Mutter hat es mir selbst gestrichen.“

„Und wie heißt er denn, dein Freund?“

„Fritz Malrot.“

„Malrot? Um Gottes willen, doch nicht etwa Malrot in der Schloßgasse?“

„Ja, ja, in der Schloßgasse.“

Ottos Mutter ist außer sich. Bei der Malrot-Liesel, bei dieser berüchtigten Person, war dieser Unglücksjunge! Mit dem Sohn der Malrot hat er Kameradschaft geschlossen, und das schamlose Weib hat sich erfrecht, ihm ein Butterbrot . . . .

Schnell stieß sie den Knaben an den Waschtisch und befahl ihm, „sich mit Gurgelwasser den Hals auszugurgeln“. — „Und daß du dich nicht mehr unterstehst, mit diesen Leuten zu verkehren!“ fügte sie hinzu.

„Ja, aber warum denn nicht?“

„Weil ich es dir verbiete. Wer mit Pech umgeht, der besudelt sich. Das merke dir ein für allemal.“

Fritz Malrot, ein lustiger hübscher Junge, konnt' es gar nicht fassen, daß sein Freund Otto ihm plötzlich „kühl bis ans Herz hinan“ begegnete. Er tat alles mögliche, das zerrissene Band wieder zusammenzuknüpfen. Eines Tages bot er dem spröden Schulgenossen sogar eine Tüte voll verzuckerter Früchte an. Otto fühlte sich von einem seltsamen Schauer angerührt. Zuckerfrüchte schmecken ja sehr gut, aber an diesen hier muß irgend etwas Geheimnisvolles haften. Man muß sich ja „den Hals ausgurgeln“, wenn man bei Malrots etwas gegessen hat. Es muß dort nicht geheuer sein. Schroff wies er das Angebotene zurück.

Indessen ging die Weltgeschichte weiter. Dem Fritz war zwar sehr weh ums Herz, denn gerade diesen Kameraden hatte er sehr lieb gewonnen. Aber was ließ sich tun? Lange Zeit gar nichts. Endlich kam doch etwas.

Der Schwarm der Kinder stob nach dem Vormittagsunterricht fröhlich aus dem Schulgebäude. Otto sah, wie sein verstoßener Kamerad sich ihm näherte. Mit dem Hochmut des beharrlich Umworbenen ließ er das geschehen.

„Du,“ sagte Fritz Malrot, „ich hab' etwas. Ich habe hier ein furchtbar schönes Geistergeschichtenbuch. Da schau mal her.“

Otto zwang sich, gleichgültig herablassend auszusehen und nicht zu verraten, daß er da an einer besonders schwachen Seite gepackt worden. Ein furchtbar schönes Geistergeschichtenbuch — o, das wäre etwas für den heutigen schulfreien Nachmittag!

So warf er denn mit geheuchelter Blasiertheit einen Blick in das Buch, das ihm Fritz Malrot hinhielt. „Wendelin von Höllenstein — oder die Totenglocke um Mitternacht“. Donnerwetter, das muß herrlich sein! Aber noch immer bezwang sich Otto. Mit keiner Miene verriet er seine Sehnsucht nach dieser furchtbar schönen Lektüre.

„Wenn du wieder gut mit mir sein willst,“ sagte Fritz, „so will ich dir dies Buch borgen.“

Otto zögerte, aber die Anziehungskraft Wendelins von Höllenstein war zu stark. „Gib her“, sagte er trotzig und nahm das Buch.

Nachmittags gab es ein großes Suchen. Wo ist Otto? Nirgends in Haus und Hof war er zu finden. Niemand hatte ihn gesehen. Es war, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Doch das Gegenteil war der Fall. Er saß nicht unter der Erde, sondern hoch oben im Dachbodenraume. Dorthin hatte er sich mit seinem Wendelin von Höllenstein geflüchtet. Und dort genoß er in vollen Zügen die heimlich-unheimliche Lektüre. Herrgott, das war wirklich furchtbar schön!

Der tapfere Held der Geschichte hatte das Wagnis übernommen, in dem verrufenen alten Schlosse zu übernachten. Wunderbar spannend war dies ausgemalt. Etwas Ungeheueres wird geschehen, aber was wird es sein? Jetzt, ja jetzt muß es kommen. Vom nahen Turme schlägt es in schauerlichen Schlägen Mitternacht. Und da ertönt plötzlich . . .

Ja, was ertönt denn plötzlich. Die Stimme der Mutter ertönt plötzlich. Die Köchin hatte sich nachträglich erinnert, daß der „junge Herr“ dort, wo der Dachbodenschlüssel zu hängen pflegt, vorübergehuscht sei, und dieser Schlüssel war nicht mehr da.

Völlig vertieft in seine Geistergeschichte hatte Otto die Mutter nicht kommen hören. Jetzt stand sie da, und ein peinliches Verhör begann.

„Wie kommst du zu diesem Buche?“

„Ein Mitschüler hat es mir geliehen.“

„Wie heißt er?“

„Er heißt . . . er heißt . . .“

„Nun?“

„Er heißt . . . Fritz Malrot.“

„Ah, das ist ja recht schön. Du gehst sofort mit mir. Papa wird dich Gehorsam lehren.“

Otto begann zu bitten und zu flehen. Er sei ja nicht ungehorsam gewesen. Er verkehre nicht mit Fritz Malrot, sondern . . . Nun, er berichtete genau, wie es gekommen war, und wie er dem furchtbar schönen Wendelin von Höllenstein nicht habe widerstehen können. Nur das eine Kapitel wenigstens möge ihn Mama zu Ende lesen lassen.

Nein, nein, das Buch blieb konfisziert, und Otto mußte sich sofort die Hände waschen. Während dies geschah, wurde ihm von der Mutter das erneuerte Verbot mit strengen Drohungen eingeschärft. In ihrem Eifer verstieg sich die gute Frau sogar zu der Äußerung, daß dieser Fritz Malrot nicht einmal einen Vater habe.

Das war dem kleinen Otto doch zu stark. „Verzeih' Mama,“ sagte er lebhaft, „das ist ganz unmöglich. Sein Vater kann gestorben sein, aber einen Vater muß er gehabt haben. Jeder Mensch m u ß einen Vater und eine Mutter gehabt haben.“

Mit solcher Strammheit trug der kleine Kerl diese These vor, daß die Mama sich aller Zweifel entschlug, die sie in jener Richtung gehegt haben mochte.

„Gleichviel," sagte sie, „aber seine Mutter ist ... eine leichte Person."

„Verzeih' Mama, aber ich glaube nicht, daß sie gar so leicht ist. Sie ist sehr groß und stark."

„Das verstehst du nicht, Otto, das wirst du erst später verstehen, wenn du größer sein wirst. Und jetzt genug. Du wirst ihm morgen das Buch zurückgeben und wirst gehorchen und wirst mein guter Junge sein. Versprichst du mir das?"

Ja, das versprach er gern. Aber daß ihm die herrliche Geistergeschichte, just als sie so ungeheuer spannend war, vor der Nase zerstoben, das empfand er schmerzlich.

Und die beiden merkwürdigen Geheimnisse — einerseits das Rätsel, warum man mit Fritz Malrot nicht verkehren darf, ja sogar „den Hals sich ausgurgeln" muß, sobald man dort ein Butterbrot gegessen hat — andererseits die mysteriöse Geschichte Wendelins von Höllenstein, die er nicht hatte zu Ende lesen dürfen — beides schwankte in dem Kopfe des Knaben gar wunderlich durcheinander, und vollends abends, als er im Bette lag und nur die Nachtlampe ihren matten Schein im Zimmer ausstreute, da verschwammen ihm diese beiden seltsamen Geheimnisse zu einer einzigen dunklen Schauerlichkeit. Im Halbschlafe dämmerte ihm's, daß Fritzens Vater wohl niemand anderer gewesen sein könne, als dieser Wendelin von Höllenstein, der zu Lebzeiten unsagbare Greuel verübte und jetzt, so oft es vom nahen Turme Mitternacht schlägt, als ruheloses Gespenst auftaucht. Fritzens Mutter war offenbar mitschuldig. Aber was mögen das für unsagbare Greuel gewesen sein?

Da kam ein Engel in weißem Gewande und strich

ihm das Haar von der Stirn und sagte: „Schlaf' süß, mein Kind!“ Lächelnd ließ dies Otto geschehen. Der Engel war die Mama, und da schlief er denn süß und dachte nicht mehr an Fritz Malrot und an Wendelin von Höllenstein. — —

Am nächsten Vormittag, als die Kinder wieder aus der Schule gingen, gab es Regen. Behutsam nahm Otto seinen Weg unter den vorspringenden Dächern, um möglichst wenig naß zu werden. Fritz Malrot aber war nicht regenscheu, und im Vertrauen auf den Pakt, den sie gestern geschlossen, trat er fröhlich an Ottos Seite.

„Nun, wie gefällt dir die Geistergeschichte?“

„Ach richtig, ich habe ganz vergessen . . . . hier hast du dein Buch. Ich darf es nicht lesen.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Ich darf überhaupt nicht mit dir verkehren, weil . . . weil deine Mutter . . .“

„Meine Mutter? Wer kann etwas gegen meine Mutter sagen?“

„Sie ist zu . . . zu leicht. Sie ist eine leichte Person. Ich weiß nicht, was das bedeutet, ich werde es erst später erfahren, sobald ich größer sein werde, aber ich kann nicht mehr dein Freund sein wegen deiner Mutter.“

Fritz Malrot war feuerrot geworden. Seine Mundwinkel zuckten, sein ganzes Gesicht zuckte.

„Also du weißt noch nicht, warum du wegen meiner Mutter nicht mit mir verkehren kannst? Du wirst es erst später wissen, sobald du größer sein wirst? So, so. Aber“ — schwupps — „was *das* ist, weißt du wohl schon jetzt?“

Allerdings, das wußte Otto. Es war ein Schlag, den ihm Fritz ins Gesicht versetzt hatte. Wütend fuhr Otto auf den Angreifer los, dieser aber stieß ihn zurück, und ehe Otto sich dessen versah, war er auf dem nassen Pflaster ausgeglitten und lag längelang in einer Pfütze.

Der andere Knabe ging mit seinem Wendelin von Höllenstein eilig von dannen. Eilig — nicht aus Furcht vor der Rache des Niedergestreckten. Nein, Fritz Malrot wollte nur seine Tränen nicht sehen lassen . . .

Über und über beschmutzt und bespritzt kam der sonst so nette und saubere Otto nach Hause. „Großer Gott, was ist geschehen?“ rief seine Mama.

„Ich habe Fritz Malrot sein Buch zurückgegeben, und . . . . . und da hat er mich geschlagen und in die Pfütze geworfen!“

Da mußt' er sich nur schnell umkleiden und zum Schlusse sagte seine Mutter:

„Wenigstens siehst du jetzt, wie recht ich hatte, als ich dir sagte: Wer mit Pech umgeht, besudelt sich.“

Des Dichters Rache.

Saßen ihrer zwei mit tiefernsten Mienen beim fünften Glas in einer düsteren altdeutschen Bierstube und stierten schweigend vor sich hin. Plötzlich zog der eine aus dem Rockschößel eine stattliche Papierrolle hervor, entfaltete sie und sprach:

„Es würde mir eine wesentliche Erleichterung gewähren, lieber Herr Krautstampfer, wenn Sie mir erlauben würden, Ihnen die Gedichte meiner fünften Periode vorzulesen, in denen ich den ganzen Schmerz meiner gegenwärtigen unglücklichen Liebe zu künstlerischem Ausdruck zu bringen versuchte.“

Mild abwehrend legte Herr Krautstampfer seine große rote Hand auf die Manuskripte. „So schmeichelhaft mir auch Ihr Anerbieten sein mag, bester Herr Knöpfel,“ sagte er, „so muß ich Sie doch bitten, davon Abstand zu nehmen. Ich kenne und würdige Ihre Schmerzen, von denen Sie mir oft genug in Prosa erzählt haben. Sie lieben und

werden geliebt, aber die beiden Väter sind einander aus geheimnisvollen Ursachen spinnefeind und sträuben sich mit aller Gewalt gegen die Verwirklichung Ihrer Wünsche. Die poetische Verwertung dieser Tatsache erscheint gewiß vollkommen berechtigt, aber wenn ich Ihre Gedichte anhören müßte, so würden dadurch vernarbte Wunden meines Herzens aufgerissen werden. Sie müssen nämlich wissen, daß auch ich in der Nähe von Arkadien geboren wurde, doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur."

Mißmutig sackte Herr Knöpfel seine Poesien wieder ein, Krautstampfer aber fuhr sich mit der Hand über seine feucht gewordenen Augen, bestellte beim Kellner einen Emmentaler und fuhr fort:

„Als ich noch ein Säugling war, da sah meine Mutter einmal im Traume mit wunderbarer Klarheit meinen Namen Michael Krautstampfer in großen goldenen Buchstaben glänzen. Tanten und Vettern gaben das verheißungsvolle Gutachten ab, daß dieser Traum mir eine bedeutende Zukunft als Generalfeldmarschall oder als Oberpostdirektor oder doch wenigstens als großer Maler, Dichter und dergleichen verkündige. Allein der seltsame Traum sollte in anderer Weise seine goldbuchstäbliche Erfüllung finden: in goldenen Lettern schimmert heute mein Name auf der Firmatafel meiner Gemischtwarenhandlung! Und doch hatte es in meinen jungen Tagen den Anschein, als ob es mir beschieden wäre, mit meinem Pegasus so manchem deutschen Klassiker den Rang abzulaufen. Ich quälte mich Tag und Nacht mit der Anfertigung von Jamben und Trochäen, in welchen ich die Reize meiner innigst geliebten Stefanie verherrlichte. Ach, es ging mir genau so wie Ihnen, lieber Knöpfel: ich liebte unglücklich, und wenn ich jemandem meine Gedichte vorlesen wollte, stieß ich auf Widerstand. Aber was mein Mißgeschick in der Liebe betrifft, so war es noch viel

schlimmer als das Ihrige. Ihnen fehlt zu Ihrem Glücke nichts als die beiderseitige väterliche Einwilligung, mich aber trennte von meiner Geliebten ein unüberwindliches Hindernis: — Stefanie befand sich im Besitze prächtigen Rabenhaares und lieblicher Rehaugen, sie hatte eine Adlernase und einen Schwanenhals und war auch sonst mit allen möglichen wünschenswerten Details ausgestattet — nur einen einzigen großen Fehler hatte sie: — sie existierte nicht, sondern sie war lediglich ein Geschöpf meiner aufgeregten Einbildungskraft. Allein gerade der Umstand, daß aus allen meinen Gedichten das traurige Geheimnis der Nichtexistenz meiner Herzensbraut melancholisch herausdämmerte, verlieh diesen Poesien in meinen Augen einen ganz besonderen Reiz, so daß ich endlich beschloß, die wahrlich mit meinem Herzblut geschriebenen Gedichte unter dem Titel ‚Herzsblutstropfen von Roderich Felsenhorst' auf eigene Kosten drucken zu lassen.

Was weiter kam, das wirft wahrlich ein grelles Streiflicht auf die Gesamtheit unserer Zustände. Lassen Sie Ihre Gedichte drucken, lieber Knöpfel, und Sie werden dasselbe erleben, was ich erlebt habe. Kein einziges Exemplar wurde verkauft, keine einzige Kritik erschien — bis endlich eines Tages der bekannte Kritiker Dr. Paul Schierling ein Feuilleton veröffentlichte, worin er meine Lieder mit dem Gifte niederträchtigster Witzeleien begoß. Einen Augenblick dachte ich daran, den Elenden zu ermorden, aber mein besseres Ich ließ mich diesen Gedanken sofort verwerfen. Auch zum Zweikampf konnte ich ihn leider nicht herausfordern, weil ich ein grundsätzlicher Gegner des Duells bin. So schrieb ich ihm denn einen anonymen Brief voll vernichtender Grobheit — aber bar jeden Ehrgefühls blähte sich die Kröte — ich war eigens gekommen, um sie zu beobachten — am nächsten Abende im Theater in der allerbesten Laune auf ihrem Sperrsitz.

Ein Jahr lang trug ich meine ungestillte Rache in mir herum, wobei ich derart abmagerte, daß ich mir sämtliche Kleider ändern lassen mußte. Vergeblich suchte ich mir das Bild meiner herrlichen Stefanie vor die Seele zu zaubern — ich brachte es nicht mehr zustande: der Haß hatte die Liebe verschlungen, und statt der himmlischen Züge meiner Seelenbraut stierte mich immer nur — mit dem Zwicker auf der frech gebogenen Nase — die widerwärtige Physiognomie des Giftnickels Paul Schierling an.

Da belauschte ich einmal im Kaffeehause ein Gespräch zweier Journalisten, von denen der eine erzählte, daß Dr. Schierling beabsichtige, am nächsten Tage zur Vorstellung der Meininger nach X zu fahren. Sofort blitzte mir der Gedanke durch den Kopf, daß sich auf der Bahnstrecke nach X mehrere kleine Tunnels befinden. . . . Ich verbrachte eine Nacht voll schrecklich-süßer Aufregung. Wenn es mir gelingt, mit ihm in ein Coupé zu kommen . . . und wenn sich in dem Coupé außerdem etwa noch zwei oder drei befinden . . . und wenn ich halbwegs kaltblütig zu Werke gehe und dem Erbärmlichen in der Finsternis des Tunnels einen kräftigen Faustschlag auf seine große Nase versetze — wer, so frage ich, kann dann erraten, daß ich der Täter war? — Was wird es dem Giftnickel nützen, wenn er Lärm schlägt? — Alle werden die Täterschaft in Abrede stellen, ich gleichfalls, und der Giftnickel wird zum Schaden noch den Spott haben. . . .

Um 5 Uhr morgens stand ich bereits vor dem Spiegel, um Ton, Miene und Gebärden treuherzigen Ableugnens einzustudieren. ‚Was mich betrifft,‘ so wiederholte ich vielleicht hundertmal, ‚so muß auch ich auf das Allerbestimmteste erklären, daß der Schlag, den Sie erhalten zu haben behaupten, keineswegs von mir herrührt. Ich habe gar nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, und muß gestehen, daß ich es höchst sonderbar finde, wie Sie über-

haupt auf die Idee geraten können, daß ich derjenige, welcher, gewesen sei.“ — — Kein glühender Freier kann die Vereinigung mit seiner Geliebten heftiger herbeisehnen, als ich die Ausführung meines Planes. Urgewaltig schwoll mir das Herz im Busen, als ich mein Opfer in den Bahnhof eintreten sah. Hart hinter ihm drängte ich mich zur Kasse und ins Coupé. Die Sache ließ sich denn auch prächtig an. Wir waren unser fünf — das gab einerseits genug Spielraum für den Attentatsverdacht und ließ mir doch andererseits genügende Aktionsfreiheit. Ich saß an dem einen Fenster, Dr. Schierling an dem anderen. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, begannen meine Augen ein wollüstiges Spiel mit Schierlings Kopf. Soll ich wirklich mit der Faust dreinschlagen oder nicht lieber mit der flachen Hand? — Das erstere gibt mehr aus, aber das letztere ist entehrender. Immerhin könnte ein recht derber, flacher Hieb die schmerzende mit der entehrenden Wirkung ausgiebig vereinigen. Nur würde es sich in diesem Falle fragen, ob der Hieb über das giftige Lästermaul oder über die sarkastisch verzerrte Wange hinzupfeffern sei ....

Ach, es waren selige Augenblicke, die ich in dieser Weise verbrachte. Auch turnte ich im Geiste vorsichtig zwischen den Fahrgästen zu meinem Opfer hin, um mich für den entscheidenden Augenblick einzuüben. Dieser kam endlich heran. Kaum sind wir im Finstern, husch' ich hinüber und hau' mit aller Gewalt über das Lästermaul hin, daß mir die Hand brennt. Sofort turn' ich wieder zu meinem Platz zurück, und wie es wieder hell wird, sitz' ich lammfromm da, schau' zum Fenster hinaus und tu' ganz erstaunt über den Lärm, der unterdessen im Wagen entstanden ist.

Fand aber bald allen Grund, ernstlich zu erstaunen, denn der Giftnickel sitzt in schönster Seelenruhe bei seinem

Fenster, während sein Sitznachbar einen Mordslärm schlägt und steif und fest behauptet, von dem gegenübersitzenden Herrn im Finstern geohrfeigt worden zu sein. Es war kein Zweifel: ein elender Zufall hatte mich genarrt — ich hatte mich ungeachtet meiner vorbereitenden Studien verhaut! Einen Unschuldigen hatte meine Rache getroffen, und ein zweiter Unschuldiger wurde ins Mitleid gezogen, denn wie eifrig auch das Gegenüber des irrtümlich Geohrfeigten die Täterschaft in Abrede stellte — der Mißhandelte blieb dabei, dieser und kein anderer sei es gewesen. Zuletzt gerieten die beiden so aneinander, daß die Notleine gezogen und die Zugsleute zu Hilfe gerufen werden mußten. Wie die Sache weiter ausgetragen worden, das ist mir unbekannt. Wahrscheinlich kam es zu einem Duell zwischen den beiden Herren, vielleicht ist einer dabei getötet worden — in diesem Falle nahe liegender Möglichkeit muß ich mir heute sagen, daß ich mit meinen Poesien ein Menschenleben auf dem Gewissen habe, denn hätte ich nicht gedichtet, so würde ich nicht in die Krallen Dr. Schierlings geraten sein ...."

„Aber, aber, aber, Herr Krautstampfer", — unterbrach jetzt Knöpfel den Erzähler — „Sie nehmen diese Geschichte entschieden zu tragisch. Duelliert wird zumeist doch nur in Romanen und Theaterstücken; die beiden Herren, die durch die irrtümliche Ohrfeige aneinandergeraten sind, werden sich wahrscheinlich als verständige Fortschrittsmenschen begnügt haben, Beleidigungsklagen gegeneinander zu erheben und dem Gerichte die Entscheidung zu überlassen."

Herr Krautstampfer schüttelte traurig den Kopf. „Ach nein," sagte er, „das waren unbedingt zwei Männer von korsikanischem Temperament. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie vom Schaffner auseinandergerissen wurden, und wie der eine — das unmittelbare Opfer meines Irr=

tums — dem anderen entgegenbrüllte: „Na wart' nur, du pechschwefeldampfiger Höllengeist!"

Bei diesen Worten des Erzählers wurde Herr Knöpfel leichenblaß. „O Gott," sagte er, „den Fluch, den Sie da zitiert haben, ist ja der Original-Leibfluch meines Vaters. Ich beschwöre Sie, mir zu sagen, ob nicht der andere, nämlich der irrtümlich Beschuldigte, ein kleiner dicker Mann ist, mit rotem Gesicht und strohgelber Perücke?"

„Trifft vollständig zu!" antwortete Krautstampfer.

Da sprang Herr Knöpfel empor und schrie: „So wissen Sie denn, Sie Entsetzlicher, daß Sie es sind, der mein Lebensglück vernichtet hat. Jener, den Sie geschlagen haben, ist mein Vater, und jener, auf den der Verdacht dieser nichtsnutzigen, feigen Tat gefallen ist: der Herr mit dem roten Gesicht und der gelben Perücke ist der Vater meiner heißgeliebten Irma. Sie also, Erbärmlicher, haben die Feindschaft heraufbeschworen, welche unsere Väter trennt, Sie also sind die Ursache unserer unsäglichen . . . o — o!"

Dies herausstoßend, verlor Knöpfel schließlich alle Selbstbeherrschung und versetzte Herrn Krautstampfer einen schallenden Backenstreich.

— — — — — — — — — — —

Das Ende vom Liede war ein Familienrat der Montecchi und Capuletti. Es wurde beschlossen, daß der Schlag, den Knöpfel sen. im Tunnel erhalten hatte, als Ergebnis eines Mißverständnisses jeden gehässigen und ehrenrührigen Charakters entbehre, und daß überher die ganze Angelegenheit nach allen Richtungen hin — und vollends durch das Vorgehen von Knöpfel jun. gegen Krautstampfer — ihre ritterliche Erledigung gefunden habe. Zur Hochzeit wurde Herr Krautstampfer als Brautführer geladen.

Nathan, der Nothelfer.

Man soll die Menschen lieben, gewiß! Aber man muß sie sich immer ein wenig vom Leibe halten, sonst werden sie frech.

In grauer Vorzeit bin ich sehr höflich gewesen. Es war dabei ein wenig Eitelkeit im Spiele. Ich wollte nämlich, daß die Leute von mir sagen: Dieser Dr. Dingsda ist wirklich ein Prachtmensch! Nicht genug, daß er ein feiner Kopf und ein wunderschöner Mensch ist, nicht genug, daß er über ein fabelhaftes Wissen und über eine ausgezeichnete Feder verfügt — nicht genug an alledem: er ist auch von berückender Leutseligkeit — mit einem Worte, ein Prachtmensch!

Die Folgen blieben nicht aus. Wie Wespen über die Honigschüssel, fielen die Leute über mich her. Meine Beziehungen zur Bühne und zur Presse und der Ruf meiner berückenden Leutseligkeit gaben zahlreichen strebsamen Jünglingen, Jungfrauen, Müttern, Vätern, Onkeln und Tanten starken Anreiz, meine gütige Protektion und Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Zwischen drunter gab es auch literarische Aufträge aller Art.

„Herr Doktor, ich weiß: Ihre Zeit ist kostbar — aber ich bin in einer Zwangslage. Meine Schwiegereltern feiern nächstens die goldene Hochzeit. Wir haben beschlossen, ein Festspiel aufzuführen. Wer wäre berufener, ein solches zu dichten als Sie? Sie schütteln das aus dem Ärmel, Herr Doktor . . . .“

„Lieber Doktor, ich weiß: Sie sind sehr in Anspruch genommen, aber man kennt auch Ihre Liebenswürdigkeit. Unser Vereinsausschuß beauftragt mich, Sie zu bitten, uns einen poetischen Silvesterprolog zu schreiben . . .“

„Bester Herr Doktor, ich komme im Namen meiner Frau, die für Sie schwärmt, das wissen Sie. Nun denn, sie hat einen Roman geschrieben — hier, erschrecken Sie nicht über den Umfang; die Schrift ist sehr groß. Bitte schön, lesen Sie ihn, ich glaube, Sie werden es nicht bedauern. Und wenn Sie meiner Frau eine herzliche Freude bereiten wollen, dann schicken Sie das Manuskript an die „N. Fr. Presse“. Ich weiß, Sie stehen sehr gut mit Dr. Bacher, und die „Neue Freie“ wäre uns für diesen Zweck besonders lieb, weil unsere Verwandten in Korneuburg dieses Blatt beziehen . . .“

„Doktorchen, hier stehe ich und kann nicht anders. Ich bin unter die Blumenthäler und Kadelburgen gegangen und habe ein Lustspiel geschrieben. Ein engerer Kreis, dem ich es gestern vorlas, hat sich bucklig darüber gelacht. Zwei Zeilen von Ihnen an die Direktion, und die Sache ist gemacht. Bitte schön, Herzensdoktorchen!“

So ging es unaufhörlich fort, und rasch verwandelte sich mein Junggesellenheim in ein Magazin von Büchern, die ich in der Zeitung besprechen, und Manuskripten, die ich lesen sollte.

Eines Tages erhielt ich den Besuch eines steifen, schlanken, blassen, schwarzbärtigen Herrn mit goldener Brille. Ich kannte ihn von der Straße her, wo er mich seit einiger Zeit mit einer Art gemessener finsterer Höflichkeit gegrüßt hatte.

Auch jetzt verhielt er sich vornehm zugeknöpft, aber just solche anspruchsvolle Herablassung pflegte mich einzuschüchtern — damals in jener grauen Vorzeit.

Mit feierlicher Umständlichkeit enthüllte er sein Anliegen:

Er war ehedem irgend ein großes Tier an der Spitze eines Geldinstituts. Jetzt lebt er ausschließlich seinen geistigen Interessen. Er glaubt in der Lage zu sein, ansehnliche

Beiträge zur Erforschung des Seelenlebens der Öffentlichkeit zu übergeben. Nämlich: Seit einigen Jahren läßt er es sich angelegen sein, regelmäßig, so oft er morgens oder auch im Laufe der Nacht aus einem Traumschlafe erwacht, den Hergang des Traumes sofort schriftlich festzuhalten, was von besonderer Wichtigkeit, da Träume bekanntlich sehr rasch dem Gedächtnisse entschlüpfen. Er verbürge die Wahrheit und Genauigkeit seiner Aufzeichnungen mit seinem Ehrenworte und gebe sich der Erwartung hin, daß die Männer der Wissenschaft die Darbietung eines so umfangreichen, verläßlichen, durchwegs interessanten Materials willkommen heißen werden.

Während ich mir sagte, daß dies ein unglaublicher Affe sei, der in maßloser Eitelkeit die Welt mit der ausführlichen Erzählung seiner Traumerlebnisse langweilen will, gab ich mir den Anschein, seine Idee großartig zu finden.

„Gewiß," rief ich, „Sie können dessen sicher sein, daß die Wissenschaft Ihre Ergebnisse auf das freudigste begrüßen wird. Es läßt sich ja gar nicht absehen, welche Tragweite Ihre Beobachtungen für die gesamte Erkenntnistheorie erlangen können."

Er nickte gnädig und blätterte in dem mitgebrachten gewaltigen Manuskriptpack herum.

„Können Sie mir einen soliden Verleger für dieses Werk empfehlen?"

„Aber natürlich: F. A. Brockhaus in Leipzig, alte bewährte Firma. Brockhaus wird sich auf dieses Buch stürzen."

Dann stellte er noch allerlei Fragen. Ob ich dafür halte, daß er seine Träume in Lieferungen erscheinen lassen solle, um den Bezug auch den minder bemittelten Kreisen zu ermöglichen? Und ob es passend wäre, sein Porträt als Titelbild voranzustellen? Ich bestärkte ihn lebhaft in dieser Idee.

„Und nun die Hauptsache“, sagte er dann. „Ich will Ihnen das Manuskript hier lassen und bitte Sie, mir ein Vorwort dazu zu schreiben. Natürlich nicht etwa als Protektor. Protektion habe ich nicht nötig. Ich würde Sie ersuchen, das Vorwort, das die Bedeutung des Werkes darlegen soll, in meinem Namen zu schreiben, denn ich selbst bin mehr Denker als Schreiber ...“

Nachdem ich die Erfüllung seines Wunsches eifrig zugesagt hatte, reichte er mir zur Belohnung ein wenig die Hand und entfernte sich huldvoll.

Wochenlang fiel es mir nicht einmal im Traume ein, mich um die Träume des Herrn Severin, so hieß jener hochnäsige Patron, im geringsten zu kümmern. Endlich tat ich einmal einen Blick in die sorgfältig geschriebenen Blätter und las folgenden Traumbericht:

„— 4. Oktober. Ich besteige das Matterhorn, werde vielmehr von schwarzen Afrikanern hinaufgezerrt und hinaufgeschoben (wie Pyramidenbesteiger, Einschlag ägyptischer Erinnerungen). Auf dem Gipfel sitzt die Königin von England und soupiert mit ihren Hofdamen. Ich werde eingeladen, mich an ihre Seite zu setzen. Sie reicht mir auf der flachen Hand ein Beefsteak hin. ‚Beneidenswert!‘ murmeln die Hofdamen. Ich aber zerschneide das Beefsteak mit Widerwillen und kann es nicht hinunterwürgen. Die flache Hand war nicht einmal besonders sauber gewesen. Ein Lämmergeier kommt geflogen und verschlingt das Beefsteak. Ich freue mich darüber und singe: ‚Sei bedankt mein lieber Schwan!‘ Die Königin, die sich inzwischen in den Schah von Persien verwandelt hat, lobt meine herrliche Stimme und sagt: ‚Ich ernenne Sie zum Kronprinzen von Südamerika!‘“

Und so weiter. Ich hatte genug von den Träumen des Herrn Severin. „Eigentlich“, so sagte ich mir, „ist das doch eine niederträchtige Unverschämtheit, zu

verlangen, daß ich zu solchem Unsinn eine Vorrede schreiben soll!"

Abends traf ich den unangenehmen Severin im Theater. Er trat an mich heran und sagte:

„Nun?"

„Ach, Ihre Träume! Ich kann mich nicht satt lesen daran. Besonders der eine, die Szene auf dem Matterhorn! Einzig! Die genialste Dichterphantasie wird darin überflügelt."

„Das ist noch lange nicht der interessanteste Traum. Die Eskimos, von denen mir träumte, daß sie einander im Zustande des Polarkollers die Beine ausrissen ... Haben Sie das gelesen?"

„Nein, so weit bin ich noch nicht gekommen."

„Ich glaube selbst, daß das Buch Aufsehen erregen wird. Aber was sagen Sie dazu, daß dieser Brockhaus mir auf eine vorläufige Anfrage ablehnend geantwortet hat? Mit irgend einer faulen Ausrede."

„Unglaublich. Nun, er wird bersten vor Wut, sobald es sich zeigen wird, was für ein Geschäft er sich hat entgehen lassen."

„Und wann kann ich die Vorrede haben?" fragte Severin.

„Bestimmt in der allernächsten Zeit."

Er nickte, reichte mir die Fingerspitzen und kehrte mir den Rücken zu.

Ungefähr acht Tage später fuhr es mir durch den Kopf, daß in Sachen der Severinschen Träume doch irgend etwas geschehen müsse. Ich suchte das Manuskript, aber es war nicht zu finden.

Das kam ja alle Tage vor, daß ich etwas suchte, ohne es finden zu können. Die „schwebenden Angelegenheiten", mit denen man mich belästigte, häuften sich massenhaft und gerieten oft so durcheinander, daß ich mich kaum

mehr zurechtfinden konnte. Das Ärgste war, daß der alte Burlik, mein Schreiber, bisweilen das Bedürfnis fühlte, „Ordnung zu machen.“ Dadurch wurde die Verwirrung immer komplett.

Während ich zornig alles durcheinanderwarf, kam Burlik, der alte Konfusionsrat.

„Burlik . . . Donnerwetter, Sie riechen ja wieder nach Schnaps!“

„Zahnpflege, Herr Doktor, bitte ganz ergebenst; Zahnpflege, Zahnpflege!“

„Sie haben mir wieder etwas verräumt, Burlik, ein wichtiges Manuskript: Beiträge zur Traumforschung von Alexander Severin.“

„Wird sich finden, bitte ganz ergebenst, wird sich finden.“

Und er fing an herumzukramen und kramte stundenlang, aber die Träume des Herrn Severin waren und blieben verschwunden.

Immer drohender sah mich der finstere Severin an, wenn ich fortan mit ihm auf der Straße oder sonstwo zusammentraf. Die Sache begann peinlich zu werden.

Es kam so weit, daß ich mich versteckte und verleugnete, so oft Burlik durch das Türfensterchen spähend mir durch ein Zeichen meldete, der unheimliche Mahner sei es, der Einlaß begehrte.

Einmal (wie schon oft vorher) träumte mir von Severin, der mich verfolgte und seine verlorenen Träume verlangte. Diesmal bedrängte er mich besonders hart. Ich lief davon, er hinterher. Wir geraten in einen Wald. An einem Baume klebt ein Theaterzettel: „Nathan der Weise erteilt alleinstehenden Herren Rat und Hilfe in allen diskreten Angelegenheiten“. Auf dem Baume sitzt ein Greis mit einem langen weißen Barte und einem ebenso langen ausgestreckten Zeigefinger, an welchem sich drei

Ringe befinden. Aha, Nathan der Weise, sage ich mir. Ich frage ihn um Rat, was ich mit dem Manne anfangen soll, der mir fortwährend auf die Bude rückt und seine Träume von mir haben will. Nathan der Weise runzelt die Stirn und antwortet: „Wirrrf ihn hina—us!“

Ich erwachte und hatte noch deutlich den Klang seines Zurufs in den Ohren: das langschnarrende „rr“ im ersten und das auseinandergezogene „a—u“ im letzten Worte.

Je mehr ich über diesen Traum nachsann, desto fester wurde mein Entschluß, mir den Zuruf Nathans des Weisen zur Richtschnur zu nehmen. Erst jetzt kam es mir zum Bewußtsein, in was für eine falsche Position der Menschheit gegenüber mich meine übermäßige Nachgiebigkeit gebracht hatte, und ich beschloß, ein anderer, klügerer Mensch zu werden — zu allernächst gegenüber diesem unangenehmen Severin.

Als er das nächstemal wiederkam, ließ ich mich nicht verleugnen.

„Sie wünschen?“ fragte ich kühl.

„Ich wünsche,“ entgegnete er mit zitternden Nasenflügeln — „ich wünsche, nicht länger Ihr Spielball zu sein. Ich wünsche, daß Sie mir unverzüglich mein Manuskript zurückgeben.“

„Bedaure, es ist nicht mehr zu finden, Ihre Träume sind mir sozusagen unter den Händen zerronnen.“

Er wurde grob. Ich wurde noch gröber. „Ich bin nicht der Hüter Ihrer Träume“, sagte ich. „Meine ganze Schuld besteht darin, daß ich gegen Sie und gegen hundert andere zu höflich gewesen bin. Infolgedessen hat sich hier so viel angesammelt, daß es unmöglich ist, die einzelnen Sachen wieder prompt herauszufinden. Aber mit meiner übergroßen Höflichkeit ist es jetzt zu Ende, verlassen Sie sich darauf. Und was Ihre Träume betrifft, so verweise ich Sie auf den Zivilrechtsweg. Mögen Sach=

verständige den Wert Ihrer Träume abschätzen; wenn mich die Richter verurteilen, werde ich Ihnen pünktlich Ersatz leisten!"

Nun wollte er „am gröbsten" werden; ich aber unterbrach ihn mit dem Donnerrufe: „Hina—us!" Da warf er mir einen durchbohrenden Blick zu und ging.

Ich erwartete, daß er mich zum blutigen Zweikampfe herausfordern oder vor die Schranken des Gerichtes laden werde. Aber nichts von alledem geschah — sondern — —

Sondern er grüßt mich nicht mehr seit jener grauen Vorzeit!

Ich habe mir seither schon oft und oft gewünscht, daß mir der weise Nathan wieder einmal im Traume erscheinen möge, damit ich in die Lage käme, ihm meinen herzlichsten Dank auszusprechen für seinen wirklich vortrefflichen Rat.

Sein Harem.

Lang genug hatte es den behäbig dreinblickenden wohlgerundeten Herrn mit der prächtigen Busennadel, den vielen Ringen an den dicken Fingern und der wuchtigen Uhrkette gewurmt, daß sein Gegenüber die langen dreisten Beine auf den Sitz schräg herüberstreckte, aber schließlich sagte er sich, daß so ausführliche Gehwerkzeuge eben nicht gut anders unterzubringen wären, und weil ja der Lange jedenfalls auch ein Mensch der ersten Wagenklasse war, weil ferner der Dicke das lange Schweigen nicht mehr länger zu ertragen vermochte, ließ er sich nunmehr zur Eröffnung folgenden Gesprächs herbei:

„Fahren wohl auch nach Breslau?"

„Jawohl."

„Hm. In Geschäften, wenn man fragen darf?"

„Nein."

„Belieben mutmaßlich ein Ausländer zu sein?“

„Jawohl.“

Die Wortkargheit des Langen begann dem Dicken zu imponieren. So fing er denn nach einer Weile wieder an:

„Sie sind wahrscheinlich aus England?“

„Nein.“

„Sondern — wenn man fragen darf?“

„Aus Amerika.“

„Ah — freut mich. Hab' auch einen Vetter drüben: John Gerstenberg in Milwaukee. Kennen Sie ihn vielleicht zufällig?“

„Nein.“

„Sie sind, wenn man fragen darf, aus —?“

„Boston.“

Der Einsilbige imponierte dem Neugierigen immer mehr. War eigentlich ein bildhübscher Kerl, dieser Amerikaner. Kluge lustige Augen, vorspringende Nase, jung, blühend, wohl rasiert bis auf einen kurzen schmalen Backenbart. Seine Antworten klangen bei aller Kürze recht freundlich.

„Bin in den Alpen gewesen“, begann der Dicke nach einer Pause. „Habe mich erholt am Busen der Natur. Litt an unglücklicher Liebe.“

Der Amerikaner lächelte.

„Gewiß, mein Herr,“ fuhr der Dicke fort, „ich litt an unglücklicher Liebe. Hätt' mir das selbst nie träumen lassen. Erzähl' es auch nur Ihnen, denn Sie haben etwas merkwürdig Sympathisches. In ganz Breslau würde niemand es glauben, daß ich unglücklich verliebt gewesen bin. Sie müssen wissen, daß mich ganz Breslau kennt. Fragen Sie in Breslau, wen Sie wollen, nach Friedrich Gerstenberg, jedes Kind wird es Ihnen sagen. Das schönste von meinen drei Häusern steht in der Ohlauer Straße; dort wohne ich. Wird mich freuen, wenn Sie mir das Ver-

gnügen machen wollen. Kann Ihnen mancherlei Sehenswürdigkeit zeigen. Zum Beispiel meinen Harem."

Der Lange zog ein wenig die Brauen zusammen. „Können ganz unbesorgt sein," sagte der andere weiter, „es ist nur ein Bilder-Harem. Nämlich ein Kabinett vollständig orientalisch eingerichet. Die eine Wand ist über und über behängt mit photographischen Damenporträts. Oft liege ich stundenlang vor dieser Wand, trinke meinen Mokka, rauche meinen Tschibuk und komme mir vor wie ein Pascha; denn Sie müssen wissen: die sämtlichen Damen, die da hängen, haben sich mir an den Hals geworfen. Halten Sie das für möglich, daß ich eine ganze Wand mit den Bildern von Damen behängen kann, die sich mir an den Hals geworfen haben? Halten Sie das für möglich, mein Herr?"

„Gewiß!" entgegnete der Amerikaner.

Der Pascha fuhr fort: — „Wenn ich nun sage, daß sich diese sämtlichen Damen mir an den Hals geworfen haben, so dürfen Sie das nicht buchstäblich nehmen. Die Wahrheit ist, daß alle diese Dämchen — es ist manches wunderhübsche Geschöpf dabei — mit Vergnügen bereit gewesen wären, sich mir buchstäblich an den Hals zu werfen, wenn ich gewollt hätte. Und jetzt sehen Sie, wie launenhaft das Glück sein kann. In meinem Hause wohnt eine arme Witwe mit ihrer Tochter. Diese Tochter ist schön, liebenswürdig, tugendhaft, gebildet, kurz was Sie wollen. Sie hat einen einzigen Fehler: sie ist verrückt. Wenn ich sage: verrückt, so meine ich damit nicht: so verrückt, um in ein Tollhaus zu gehören, aber immerhin verrückt genug. Die gute Martha leidet nämlich bis zur Verrücktheit an dem sogenannten Bettelstolz. Gleichviel — ich sah sie und verliebte mich in sie — ebenfalls bis zur Verrücktheit. Zunächst hatte ich es nur auf vorübergehende Beziehungen abgesehen, allein die Unmöglichkeit eines solchen Erfolgs

wurde mir bald klar, desgleichen aber auch die Möglichkeit, daß sich die tugendhafte Martha bereit finden werde, sich von mir heiraten zu lassen. Ich beschloß also, in den sauern Apfel zu beißen, der eigentlich gar nicht so sauer war. Freilich eine verspätete Jugendeselei von mir, denn sie, wie gesagt, ist arm wie eine Kirchenmaus — ich dagegen — na, ich will mich nicht rühmen. Werden ja selbst sehen, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen in Breslau. Die schöne Martha also, die anfangs sehr kühl gewesen war, wurde immer wärmer, je offener ich mit meiner ernsthaften Bewerbung hervortrat. Die Mutter vollends strahlte vor Glück. Eines Tages lud ich sie beide ein, die interessante Sammlung in meinem türkischen Kabinett zu besichtigen. Als die schöne Martha die Bilder sah, machte sie ein sehr verdutztes Gesicht. ‚Was soll das bedeuten?‘ fragte sie. — Ich sagte: ‚Sehen Sie, Fräulein, ein jeder hat sein Steckenpferd. Der eine sammelt Münzen, der andere sammelt Briefmarken und so weiter. Ich finde dies alles sehr geistlos ... Mein Sport ist es, die Bildnisse solcher Damen zu sammeln, welche mich geheiratet hätten, wenn ich gewollt hätte. Alle diese zum Teile sehr schönen Mädchen, die Sie hier sehen, hatten die Absicht mich zu heiraten. Ich aber, mein Fräulein, liebe eine andere — und diese andere, welcher unbedingt die Palme in dieser Konkurrenz von Schönheiten gebührt, heißt: —‘ — Da unterbrach mich Martha mit der Frage: ‚Woher wissen Sie, daß alle diese Damen geneigt gewesen wären, Sie zu heiraten?‘ — Ich antwortete: ‚Das weiß ich aus guter Quelle. Teils haben es mir die einzelnen Damen selbst geschrieben, teils deren Angehörige oder ehrbare Mittelspersonen.‘ Darauf fragte Martha: ‚Und alle diese Anträge sind Ihnen aus freiem Antriebe gemacht worden?‘ — ‚Gewiß!‘ entgegnete ich und erzählte ihr, wie pfiffig ich es angefangen, mit Heiratsanträgen in den Zeitungen:

wie ich wahrheitsgetreu meine Situation als reicher Rentner in den besten Jahren angegeben und heiratslustige Mädchen aufgefordert hatte, mir ihre Photographien zu schicken ... Ich hatte wohl ein Recht, zu erwarten, daß Martha diese Mitteilung heiter und meine Idee originell finden werde. Aber denken Sie, was geschah! Das hochnäsige Fräulein sieht mich zornig an und ruft: ‚Sie sind ein verächtlicher Mensch!‘ Mit diesen Worten erfaßt sie den Arm ihrer Mutter — und — halten Sie es für möglich? — auch die Alte blickt mich hochnäsig an und sagt zu ihrer Tochter: ‚Ja, du hast recht, mein Kind!‘ — Damit segelten beide ab. Sie können sich denken, wie mir zumute war. Es tut mir wirklich leid um die schöne Martha. Sie kann im Grunde nichts dafür, daß ihr dieser blöde Bettelstolz anerzogen worden ist, und ich hätte sie gern zur Frau genommen. In den Alpen, am Busen der Natur habe ich die Sache halbwegs verwunden. Aber es wurmt mich noch immer genug, daß diese Leute, die bis über die Ohren in Schulden stecken und nichts zu beißen haben, sich erkühnen konnten, mich einen ‚verächtlichen Menschen‘ zu nennen. Sagen Sie selbst, mein Herr, bin ich deshalb ein verächtlicher Mensch, weil ich mir das Vergnügen mache, durch öffentliche Heiratsanträge eine interessante Sammlung von Photographien zusammenzubringen? Bin ich deshalb ein verächtlicher Mensch?“

„Jawohl!“ sagte der Lange mit einer Kaltblütigkeit, daß der Besitzer des Bilderharems starr wurde und während der ganzen weiteren Fahrt kein Wort mehr über die Lippen brachte.

Der Amerikaner aber — jetzt endlich müssen wir ihn doch vorstellen: Max Steffens, Mitbesitzer der großen Teppichfabrik H. Steffens & Co. in Boston — der Amerikaner sprach zu sich selbst:

„Diese und keine andere ... Diese soll das deutsche

Vergißmeinnicht sein, das ich mir hinüberhole ... Ein armes Mädchen, das den reichen Werber von sich stößt, sobald es erkennt, daß er ein verächtlicher Tropf ist ... diese und keine andere soll es sein ... natürlich, wenn sie will! — —"

Einige Tage später erhielt der alte Steffens von seinem Sohne folgendes Kabeltelegramm: „Gefunden. All right!"

Susanna im Bade.

Es ist vielleicht nicht ganz in der Ordnung, allein mein Freund Spitzinger ist ein so guter Junge, daß er es mir gewiß nicht lang nachtragen wird, wenn ich hier ungefähr mit seinen eigenen Worten wiedergebe, was er mir einmal anvertraut hat. Wir sprachen von seinem früheren Aufenthaltsorte und von seiner plötzlichen Übersiedlung. Wenn ich Ihnen den wahren Grund mitteilen soll, sagte er, so ist es dieser: Es geschieht endlich jedem einmal, daß er einen findet, der ihn überschätzt. Der Himmel weiß, wie der Redakteur der „Warte", Herr Dr. Stillfried dazugekommen war, in mir ein Universalgenie ersten Ranges zu vermuten — genug, er beehrte mich wiederholt mit der Zusendung von neuerschienenen gelehrten Werken, um deren Besprechung er mich bat. Es waren dies Bücher aus den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens, und ich geriet, da ich mich vollständig außerstande sah, seiner schmeichelhaften Zumutung zu entsprechen, in nicht geringe Verlegenheit. Als er mir vollends eines Tages eine fremdsprachige (ich erriet nicht einmal ob russische oder rumänische) Flugschrift schickte, da raffte ich alle diese Bücher zusammen, halste sie einem Dienstmann auf und begab mich in die Redaktion. „Herr Doktor," sagte ich, „Ihr gütiges Vertrauen ist für mich

sehr ehrenvoll, allein zu meinem lebhaften Bedauern . . ." Er ließ mich gar nicht weiterreden. „Liebster, Bester," sagte er, „ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie haben keine Zeit. Aber ich dränge ja nicht im geringsten, es eilt durchaus nicht. Es ist mir tausendmal lieber, nach fünf, sechs Wochen eine gediegene Kritik bringen zu können, als sofort irgendwelche Sudelei eines Ignoranten." — „Ich schwöre Ihnen," antwortete ich, „Sie überschätzen mich. Ich bin ja gar kein Literaturmensch, vollends kein Gelehrter . . ." Da fing er laut zu lachen an. „Lassen wir doch diese kleinen Scherze und Ausflüchte," rief er aus. „Es hilft Ihnen nichts: Sie nehmen die Bücher mit und schreiben die Rezensionen, wann es Ihnen beliebt." Noch einige schüchterne Versuche der Abwehr — allein es half wirklich nichts; ich mußte die Bücher wieder mitnehmen.

Vierzehn Tage später traf ich ihn auf der Straße. Er streckte mir die Hände entgegen mit dem Rufe: „Sie müssen mir einen Dienst erweisen." — „Gern, wenn ich es imstande bin." — „Sie und kein anderer sind es imstande, denn der einzige andere, Professor Krümmel, der unserem Blatte die Kunstausstellungsberichte zu schreiben pflegt, hat sich Knall und Fall verheiratet und befindet sich auf der Hochzeitsreise. Nun wird morgen, Samstag, die Ausstellung eröffnet. — Sie werden die Güte haben, uns die Berichte zu schreiben, den ersten für das Sonntagsblatt." — „Aber Herr, das kann ich ja nicht."

Dr. Stillfried nahm von meiner Einsprache nicht die geringste Notiz, sondern zog eine Karte hervor und drückte mir sie in die Hand. „Hier Liebster, Bester, die Eintrittskarte. Sie retten mich wirklich aus großer Bedrängnis. Ich danke Ihnen herzlich." — „Aber ich schwöre Ihnen . . ." — „Das Manuskript schicken Sie mir gefälligst bis längstens sieben Uhr abends. Ich habe die Ehre!" Und schon war er verschwunden.

Nun stand ich da mit der Ausstellungskarte. Ein wenig geschmeichelt fühlte ich mich doch durch dieses unausrottbare Vertrauen. Gleichwohl hatte ich eine recht schlechte Nacht. Nach dem Frühstück wollte ich meinen Freund Henkler aufsuchen, der sich als Dilettant mit Landschaftsmalerei beschäftigt und mit den Kunstkreisen Fühlung hat. Ich wollte ihn sozusagen als Blindenführer in die Ausstellung mitnehmen, allein ich traf ihn nicht zu Hause. So war ich denn gezwungen, den schweren Weg allein anzutreten. Ich fand meine schlimmsten Ahnungen insofern erfüllt, als ich wirklich nicht die geringste Ahnung von dem Wert oder Unwert der unzähligen Bilder hatte, die ich da vorfand. Hilflos durcheilte ich die Säle. Angstschweiß troff mir von der Stirn ... Plötzlich ein Hoffnungsstrahl! In einem kleinen Kabinett, hoch oben, fast als habe man es verstecken wollen, fand ich ein Bild, das mir unter aller — selbst unter meiner — Kritik erschien. Eine halb entkleidete Dame, plump, im besten Mannesalter, rothaarig, im Begriffe, sich die außergewöhnlich großen Füße zu waschen, während ihr zwei ältere Herren über einen Mauerrand mit sichtlichem Widerwillen zuschauen ... Ich suchte die Nummer im Katalog: „Susanna im Bade" von H. Meerwald. Preis 300 fl. — „Wenn du noch einige solche Bilder findest," sagte ich mir, „dann bist du gerettet. Entsprechend breitgeschlagen, reicht die Entrüstung über solche Schandbarkeiten zur Füllung des ersten Berichtes. Das Weitere wird sich finden mit Henklers Hilfe."

Da tönte aus dem Nebenraume das Wort „Luftperspektive" an mein Ohr. „Viktoria, ein Kenner!" sagte ich mir. Und so war es — ein Herr mit rundem Hut und wallendem Haar geleitete zwei Damen durch die Ausstellung und erläuterte ihnen mit offenbar gründlichster Sachkenntnis die reiche Schau. Mit dem Notizbuch in der Hand heftete ich mich der kleinen Gesellschaft an die

Fersen und schrieb in hastigen Schlagworten die Weisheit des Cicerone nach. Das war ja ein erwünschterer Ausweg, denn der langhaarige Führer lobte auch manches sehr begeistert, und da ich wirklich kein böser Mensch bin, so war mir's viel lieber, mich an ein solches Lob anklammern zu können, als mich aus meiner Zwangslage herauszuschmähen. So war ich im besten Zuge, als mit einem Mal eine lustig umfaltete große Nase, auf welcher ein goldener Kneifer saß, in mein Notizbuch tauchte. — „Sind wohl Kunstkritiker?" fragte lächelnd der dazu gehörige Mund. — „Allerdings . . . oder vielmehr: keineswegs . . . Um die Wahrheit zu sagen . . ." Ich bekannte ihm die volle Wahrheit, denn der Mann hatte etwas merkwürdig Vertrauenerweckendes. — „Ah, für die ‚Warte' sollen Sie also schreiben", sagte er freundlich. „Vortreffliches Blatt. Bin selbst ein alter Abonnent der ‚Warte'. Nur würde ich Ihnen entschieden raten, sich auf eigene Füße zu stellen, statt sich die Kritik mühselig zusammenzuhorchen. Die Sache ist federleicht; es gehört nichts dazu als ein wenig Mut der Überzeugung. Ich will Ihnen gerne behilflich sein." — „Tausend Dank, mein Herr. Sie sind also Kenner?" — „Ein wenig, lieber Freund. Wenn's beliebt, beginnen wir die Runde."

Zu meiner Freude gewann ich durch seine knappen, schlagenden Erläuterungen sofort den Eindruck, es wirklich mit einem ausgezeichneten Kenner zu tun zu haben, der über einen imposanten Reichtum von Kunstausdrücken verfügte und über eine erstaunliche Fülle kunstgeschichtlichen Wissens. Zwar lautete sein Urteil meist äußerst streng, und gerade solche Bilder, die mir gar nicht übel vorkamen, lehnte er entschieden ab, während er andere, die mir fast verunglückt schienen, über den Schellenkönig lobte. Ich aber notierte mir alles getreulich, weil ich seinem Blicke und seiner Erfahrung unbedingt vertraute. Er buchstabierte

mir auch die Namen vor, wenn er mir zum Beispiel darlegte, daß eine unansehnliche grünlichschwarze Landschaft geradezu an die Mühle von Hobbema im Rijksmuseum zu Amsterdam erinnere ... Als wir zur „Susanna" kamen, rief ich mit dem frohen Ausdruck eines mir endlich möglichen selbständigen Urteils: „Was aber sagen Sie zu dieser Pfuscherei?" Er betrachtete das Bild eingehend, putzte sich den Kneifer, sah im Katalog nach und sagte dann mit großem Ernst: „Sie irren. Das ist die Perle der Ausstellung." — „Ist es möglich? Sehen Sie doch diese verwaschenen Farben..." — „Das Kolorit, meinen Sie? Das Kolorit ist nahezu tizianisch." — „Aber diese verdrehten Arme — diese ungeheuren Füße . . ." — „Diese Arme sind prachtvoll modelliert, und diese überlebensgroßen Füße sind sehr fein der Natur abgelauscht. Man findet diese überlebensgroßen Füße in den besten Familien." — „Was also soll ich schreiben?" fragte ich beschämt. — „Schreiben Sie getrost: Ein von den besten koloristen Traditionen getragenes Meisterwerk kühner Wirklichkeitsmalerei" usw. (Er diktierte mir eine ganze Hymne auf die „Susanna".) — „Mein Herr, wie soll ich Ihnen danken?" sagte ich beim Abschied. — „Es war mir ein aufrichtiges Vergnügen", antwortete er, indem er mir die Hand schüttelte.

Als ich Schlag sieben Uhr an der Hand meines Notizbuches den Bericht vollendet hatte und ihn durchlas, gefiel er mir so außerordentlich, daß ich der Schwäche nicht widerstehen konnte, meinen vollen Namen „Ferdinand Spitzinger" darunter zu setzen. Ich rannte in die Redaktion. Dr. Stillfried hatte sich bereits entfernt mit dem Auftrage, mein Manuskript möge sofort den Setzern übergeben werden.

— — — — — — — — — — —

Früh morgens schwelgte ich, noch im Bette liegend, in der Lektüre meines Berichtes. Zum ersten Male empfand

8*

ich das Aroma der frischen Druckerschwärze. Da trat mein Freund Henkler herein mit sonderbar bekümmertem Gesichtsausdruck. — „Na, wie geht's dir denn?“ fragte er, indem er mir die Stirn fühlte und den Puls. — „Unsinn, ich fühle mich gesund wie ein Fisch.“ — „So, so.“ Er nahm eine Zigarre vom Tisch und zündete sie an. — „Sag' mal,“ fragte er dann teilnehmend, indem er sich an mein Bett setzte, „wohin wirst du dich jetzt wenden? . . . Ich meine, in welche Stadt du übersiedeln wirst?“ — „Ich übersiedeln? Fällt mir doch gar nicht ein.“ — „So, so. Ich meinte eben nur. Ich an deiner Stelle würde recht bald abreisen und überdies um Namensänderung ansuchen.“ — „Bist du von Sinnen?“ fuhr ich auf. — „Ich meine ja nur“, sagt Henkler sanft. „Ich an deiner Stelle würde mich jetzt Sterzmayer nennen oder Krampelhuber — kurz, wie immer. Nur Spitzinger würde ich mich keinesfalls mehr nennen, denn dieser Name ist sozusagen unmöglich geworden durch deinen heutigen Artikel. Du mußt nämlich wissen, daß du dich grauenvoll blamiert hast, mein Lieber. Einem ersten Düsseldorfer Meister hast du geraten, sich das Lehrgeld zurückgeben zu lassen, einem anderen weltberühmten Künstler hast du empfohlen, sich der Patronenzimmermalerei zuzuwenden, was den sichersten Schutz biete gegen grobe Verzeichnungen. Und die ‚Susanna‘ zum Beispiel, die du bis zu den Sternen erhoben hast, ist die jammervolle Stümperei eines armen Teufels, der es alljährlich durch Selbstmorddrohungen erzwingt, daß man aus Barmherzigkeit eines seiner Bilder ausstellt.“

Mir wurde recht übel bei diesen Mitteilungen. Ich erzählte meinem Freunde den ganzen Hergang und beschrieb ihm meinen Gewährsmann. — „So, so“, sagte Henkler finster. „Jetzt ist freilich alles klar. Dein Cicerone war offenbar ein gewisser Franz Reineck, ein bekannter Spaßvogel. Na, leb' wohl, tut mir wirklich recht leid.“

Über Tags erfuhr ich bald, daß Henkler nicht zu schwarz gesehen hatte. Im Gasthaus, im Café, überall, wohin ich kam, erzielte ich durch mein Erscheinen einen Heiterkeitserfolg. Gleichwohl beschloß ich, auszuharren. Unabhängig, wie ich bin, wollte ich dem allgemeinen Spotte trotzen. Etwas aber stieß dem Fasse den Boden aus.

Am nächsten Morgen nämlich kam ein verdächtig aussehender Mensch zu mir, der mich trotz lebhafter Gegenwehr umarmte und unzählige Male küßte. „Mit wem hab' ich das Vergnügen?" stöhnte ich während einer kurzen Schnaufpause seiner stark alkoholhältigen Küsse. — „Heinrich Meerwald!" donnerte der Fremde. „Meerwald bin ich, der Maler der ‚Susanna'! Sie haben mir das Leben gerettet, ja noch mehr, Sie haben mir das künstlerische Selbstvertrauen wiedergegeben, das mir dieses Kunstschreibergelichter geraubt hatte! Ein Herr vom Lande hat die ‚Susanna' gekauft auf Ihre Kritik hin! Jetzt fühle ich eine Armee unvergänglicher Gebilde in meiner Faust! Bisher hatte ich keine Zeit unsterblich zu werden, jetzt will ich es werden, das schwör' ich Ihnen! Und heute soupieren Sie bei mir — ohne Widerspruch! Meine Tochter Thekla brennt danach, Sie kennen zu lernen! Sie werden sehen: ein herrliches Mädchen . . . und — im Vertrauen — (seine Stimme senkte sich zu unheimlichem Flüsterton) Thekla ist ‚Susanna' — Thekla ist das Urbild der von Ihnen so geistvoll gewürdigten Wirklichkeitsmalerei!"

Ich mußte in der Tat bei ihm soupieren, und ich sah an allem, was ersichtlich war, daß dieser Meerwald die unglückselige Susanna wirklich von seiner Thekla abgeschrieben hatte. Und da die guten Leute von jetzt an nicht mehr von mir lassen wollten, deshalb entschloß ich mich, hierher zu übersiedeln, denn der Gedanke, die Susanna auch noch heiraten zu sollen, war mir unerträglich!

Eine Nacht in High-life.

Ich war sehr angenehm überrascht, als ich meinen Verleger wiedersah, dem ich ein halbes Jahr vorher einen Novellenband aus meiner Feder überlassen hatte. Was war in diesem halben Jahre, seit ich ihn nicht mehr gesehen, aus dem bleichen, schmächtigen Menschen geworden! Ein wohlbeleibter, wohlgepflegter, wohlgefärbter, augenscheinlich sehr wohlhabender Mann. Ich hatte zwar große Erwartungen auf mein Buch gesetzt, allein das hatte ich doch nicht zu hoffen gewagt, daß es einen so raschen, günstigen Umschwung in den Lebensverhältnissen des Verlegers herbeiführen würde.

Leider mußte ich mich sofort davon überzeugen, daß sein Charakter nicht auf der Höhe seines Glückes stand. Mit erkünstelter Gedächtnisschwäche fragte er, „mit wem er die Ehre habe,“ und als ich meinen Namen genannt hatte, warf er leicht hin:

„Ach ja, ich erinnere mich, ein Buch von Ihnen ist in meinem Verlage erschienen. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Zugleich bot er mir eine Zigarre an.

Ich nahm sie dankend an und erkundigte mich nach dem geschäftlichen Erfolge meines Buches. Da stieß der dicke Heuchler einen schweren Seufzer aus.

„Ich glaube,“ sagte ich gereizt, „es geht sehr gut. Ich selbst kenne eine Menge Leute, die das Buch gekauft haben.“

„Nun ja,“ entgegnete der Verleger spöttisch, „freundliche Tanten und Vettern hat schließlich jeder Autor, allein Ihr liebenswürdiger Verwandtenkreis war doch nicht groß genug, dem Buche zu einem Massenabsatz zu verhelfen.“

„Immerhin,“ so sagte ich, meinen Mißmut nieder=

kämpfend, „darf ich doch annehmen, daß das Honorar nicht allzugering sein werde. Sie hatten die Güte, mir zu sagen, daß ein schriftliches Übereinkommen zwischen Ehrenmännern überflüssig wäre, und daß Sie das Buch nach Maßgabe des Absatzes honorieren wollen."

„Aber Sie haben das Honorar doch schon bekommen."

„Pardon, das muß ein Irrtum sein. Ich weiß nichts davon."

„Nun, was ist denn das, was Sie im Munde haben?"

„Eine Zigarre."

„Diese Zigarre ist das Honorar für Ihr Buch. Es ist eine sehr teure Zigarre."

„Das find' ich auch, wenn Sie wirklich so . . . so . . . kühn sein wollen, meine Ansprüche mit dieser Zigarre zu erledigen."

„Ich kann nicht mehr geben, beim besten Willen nicht, mein Lieber. Nur einen guten Rat möchte ich noch beifügen."

Und während ich wehmütig zusah, wie sich mein Honorar in blaue Rauchringlein auflöste, hatte dieser Mensch, der offenbar nur durch mich reich und dick geworden war, den Mut, mir einen Vortrag zu halten, wie mein nächstes Buch beschaffen sein müsse. Talent sei ja vorhanden, nur zerfließe es in himmelblaue Fabuliererei, mit der heute platterdings nichts mehr zu „machen" wäre. An Zola möge ich mir ein Beispiel nehmen, an Maupassant, der sich jahrelang unter Flauberts Leitung in der Wirklichkeitsmalerei übte, bis er's zur Meisterschaft brachte. Jede Zeile müsse das Ergebnis genauen Studiums der Wirklichkeit sein. Aber das proletarische „Milieu" möge ich bei Seite lassen, vielmehr mein Augenmerk dem „High-life" zuwenden. Er empfahl mir, mein nächstes Buch treu dem Leben der höchsten Gesellschaftskreise

„abzulauschen“, die Sünden und Laster der vornehmen Welt schonungslos zu schildern, weil das „immer gern gelesen wird“. „Schreiben Sie“, so schloß die Belehrung, „möglichst pikant, aber beileibe nicht pornographisch, weil ersteres allgemein gewünscht wird, letzteres aber den Staatsanwalt heraufbeschwören könnte. Hauptsächlich aber — keine Fabuliererei — der Leser muß immer das Gefühl haben, vor der blanken Wahrheit zu stehen.“

„All right“, sagte ich mit bitterem Lächeln. „Ich werde versuchen, ein solches Buch zu schreiben, und Sie werden wieder so gütig sein, mir eine Zigarre dafür zu geben, nicht wahr?“

„Sie irren, mein Lieber“, entgegnete der Verleger. „Wenn Sie diese Arbeit zu meiner Zufriedenheit fertig bringen, so bekommen Sie ein glänzendes Honorar bar auf die Hand.“

* *
*

Nachmittags trug ich meinen Kummer in den grünen Wald hinaus. Auf der freien Höhe angelangt, von wo der Blick ins waldige Tal niederschweift bis hinüber zum weißblinkenden Herzogsschlosse, ließ ich mich nieder, sah zum tiefblauen Himmel hinan und lauschte dem Singen der Waldvögelein. Aber meinen Kummer, der mir so schwer auf dem Herzen lag, konnten mir die lieben süßen Sänger nicht verscheuchen.

In blauen Rauch ist das Honorar aufgegangen, das langersehnte, und wo soll ich jetzt das Geld hernehmen, um meiner Frau den Hut und das Kleid und alles, was sie sonst noch dringend braucht, zu kaufen? Zwar hat mir der Verleger glänzende Bezahlung für ein neues Buch in Aussicht gestellt, jedoch — jedoch — —

Ein Tränlein läuft mir an der Nase vorbei in den Bart, und ein zweites Tränlein rennt dem ersten nach. Da klingt ein feines Stimmchen an mein Ohr, und, wie

ich mich halb aufrichte, steht ein winziger wunderlicher Knirps vor mir: ein Heinzelmännchen.

Jawohl, ein Heinzelmännchen, ein Märchenzwerg, wie er im Buche steht, mit einer roten Zipfelmütze und einem langen grauen Bart. Er fragt mich teilnahmsvoll, was mir fehle und sagt mir seine Hilfe zu.

„Geehrter Herr Zwerg," gab ich zur Antwort, „ich zweifle, daß es Ihnen möglich sein wird, mir aus der Not zu helfen. Stellen Sie sich vor: ich soll ein Buch schreiben, in welchem das Leben der vornehmsten Gesellschaftskreise treu abgeschildert wird. Der Leser soll aus jeder Zeile des Buches den Eindruck gewinnen, die blanke Wirklichkeit vor sich zu haben. So wünscht es mein Verleger, aber wie soll ich es anfangen, das intime Leben der vornehmen Welt genau zu beschreiben — ich, der ich mit niemandem verkehre, als mit . . ." (Ich zählte ihm alle meine Bekannten her.)

„Aus diesen Personen", sagte das Heinzelmännchen, „läßt sich allerdings eine noble Geschichte unmöglich zusammenstellen. Allein ich will Ihnen etwas sagen. Von heut abend an soll das weiße Schloß dort drüben der Schauplatz der Flitterwochen des Prinzen Artur und der schönen Prinzessin Thekla sein. Nun denk' ich mir, wenn Sie die heutige Nacht opfern würden, um Zeuge des traulichen Beisammenseins der Neuvermählten zu werden, da fänden Sie wohl alles beisammen, was Sie brauchen für Ihr Buch: das dekorative Milieu, das Sie bloß abzuschreiben hätten, und die freie Entfaltung der intimsten Regungen jener beiden hochgeborenen Seelen . . ."

„Und glauben Sie wirklich," unterbrach ich seinen seltsamen Vorschlag, „daß der Prinz und die Prinzessin mir bereitwillig entgegenkommen würden, wenn ich zu ihnen spräche: Ich sei, gewährt mir die Bitte, in euerem Bunde der Dritte?"

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen", entgegnete der Zwerg. „Wenn ich Sie mit diesem Ding da berühre" — er zog eine Wurzel aus der Tasche — „dann sind Sie zwölf Stunden lang, also bis sechs Uhr morgens unsichtbar. In diesem Zustande können Sie unbehelligt als stiller Gesellschafter des Prinzen und der Prinzessin die Eindrücke in sich aufnehmen, deren Sie für Ihr Buch bedürfen."

Ich lächelte ungläubig. Da stieß mir das Heinzelmännchen die Wurzel an die Nase und verschwand.

Aber nicht nur der Zwerg war verschwunden, sondern auch ich. „Um Himmels willen, Herr Zwerg . . ." wollte ich rufen — aber es ging nicht. Ich war nicht nur unsichtbar, sondern auch unhörbar.

Das muß ein Traum sein! dachte ich im ersten Augenblicke. Bald aber wurde ich dessen inne, daß es kein Traum war. Spurlos war ich verschwunden. Nette Bescherung!

Na, was kann denn weiter sein. Meine Unsichtbarkeit soll ja nur zwölf Stunden dauern, hat der Zwerg gesagt. Und diese Zeit kann ich ja wirklich im Sinne seines Vorschlages sehr nützlich und angenehm verbringen. Eine Nacht im intimsten High-life — fürwahr, wenn mir das nicht Stoff für ein Buch liefert, wie mein Verleger es haben will, dann ist überhaupt mit mir nichts anzufangen. Jetzt nur schnell nach Hause, um mich bei meiner Frau für heute nacht abzumelden. Ach so, das geht ja nicht. Vorläufig bin ich ja unsichtbar und unhörbar . . . .

* * *

Es war mir sehr lieb, daß ich den Helden und die Heldin auf dem Schauplatze der bevorstehenden Begebenheiten noch nicht antraf. So hatte ich wenigstens Gelegenheit, das entzückende, vom roten Lichte einer Ampel

zauberisch erhellte „Interieur“ in aller Ruhe für mein Buch zu studieren. Eben war ich darüber, mir die Ornamentik des gewaltigen Prunklagers einzuprägen, aus welcher ich wenigstens zwanzig der Wirklichkeit treu abgelauschte Buchseiten herauszuschlagen hoffen konnte, als Prinzessin Thekla eintrat.

Welch ein Weib! Eine Prachtausgabe weiblicher Schönheit größten Formats! Ich wurde durch diese äußerst wohlgebaute, umfangreiche Prinzessin an die schöne Dudu in Byrons „Don Juan“ erinnert:

Zwar wenig Ecken gab ihr die Natur,
Sie konnt' abmagern, ohne zu verlieren,
Nur war es schwer, die Reize auszuscheiden,
Die es nicht schade wäre, zu beschneiden.

Näher zusehend erblickte ich am Arme dieser großartigen Prinzessin etwas Schwarzes, Schlottriges, Hüpfendes, das einige näselnde Laute von sich gab und dann lebhaft ausrief:

„Endlich allein!“

Jetzt erst ging mir ein Licht auf: das kleine, schwarze, schlottrige, tänzelnde, näselnde Anhängsel der Prinzessin war Prinz Artur. Selig blickte das schmächtige, armselige Kerlchen durch sein Monokel zu seiner kolossalen Lebensgefährtin hinauf und wedelte demütig mit seinem Frackschwanz. Aber als er den Versuch machte, zu ihr hinanzuhüpfen und sie zu umarmen, versetzte sie ihm einen Patsch auf die Hand, daß er kläglich zu ächzen begann. Und nun entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Sagen Sie mal, Prinz, kennen Sie das Nibelungenlied?“

„Äh — cela va sans dire . . . Richard Wagner hat es in Musik gesetzt . . . und der Text ist von . . . Dingsda . . ., von . . . Walter von der Vogelweide.“

„Sie sind ausgezeichnet informiert, mein lieber Prinz.

Ohne Zweifel wissen Sie auch, was Brunhilde tat, als sie sich in derselben Situation befand, wie ich in diesem Augenblicke. Brunhilde nahm ihr Gürtelband, fesselte damit die Hände und Füße ihres Herrn Gemahls und hängte ihn dann wie einen Überrock an einen Wandnagel. Ich glaube, ich wäre stark genug, mit Ihnen in derselben Weise fertig zu werden, wenn Sie es wagen würden, mich ohne meine Erlaubnis zu umarmen."

„Aber teure Thekla, Sie werden mir diese Erlaubnis doch nicht versagen!"

„Ich werde diese Erlaubnis davon abhängig machen, ob Sie ein Rätsel zu lösen imstande sind, das ich eigens für Sie ersonnen habe, mein lieber Prinz. Enfin — Sie sehen in mir Brunhild und Turandot in einer Person."

„O seien Sie nicht grausam, Thekla", flehte der Prinz.

„Grausam bin weder ich, noch ist es mein Rätsel. Es hat keinen andern Zweck, als mich zu beruhigen. Man behauptet nämlich — Pardon für meine Offenheit — Sie wären furchtbar borniert, lieber Artur. Ich bin ja sehr nachsichtig gegen männliche Borniertheit, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, und wenn Sie außerstande sein sollten, mein Rätsel zu lösen, dann würde ich Sie allerdings bitten müssen, sich für diese Nacht in Ihre Gemächer zurückzuziehen. Und nun hören Sie mein Rätsel: — —

Es dreht sich mit des Wagens Lauf —
Einst flocht man die Verbrecher drauf.
Jetzt reitet darauf vergnügt der Mann,
Und auch die Frau, wenn sie es kann.
Hochmütig schlägt es oft der Pfau,
Dann hat es Augen, grün und blau.
Man findet es in jeder Uhr —
Schnell, lieber Prinz, was ist das nur?"

Prinz Artur versank in tiefes Nachdenken. Dann

rief er: „Äh, ich weiß schon. Das ist die Bank, cela va sans dire!“

„Ja wieso denn?“ fragte die Prinzessin lächelnd.

„Äh, einst flocht man die Verbrecher drauf. Das kann doch nur die Bank sein.“

„Sie irren sich, Prinz. Hören Sie noch einmal.“ Sie sagte ihm das Rätsel noch einmal vor.

„Äh, das Pferd!“ rief der Prinz triumphierend.

„Ich fürchte,“ sagte die Prinzessin, „Fama übertreibt nicht, wenn Sie von Ihnen spricht. Haben Sie jemals ein Pferd gesehen, das grüne und blaue Augen hatte, weil es von einem Pfau geschlagen wurde?“

Und dann, — war's Mitleid oder Übermut — fügte Sie hinzu:

„Nun, lieber Prinz, rrraten Sie doch, rrrrr ...“

Ja, das verstand er doch, daß das erlösende Wort mit dem Buchstaben R beginnen müsse. Er trocknete sich die Stirn mit dem Taschentuche, versank wieder in qualvolles Nachdenken, und, als hätte in dem Dunkel, das ihn umfing, ein jählings aufflammender Blitz ihm den rettenden Ausweg gezeigt, rief er voll Zuversicht:

„Rasiermesser! Cela va sans dire.“

Da riß der Prinzessin die Geduld. „Cela va sans dire!“ höhnte sie. „Auf dem Rasiermesser reitet vergnügt der Mann und auch die Frau, wenn sie es kann. Auf Rasiermesser wurden einst die Verbrecher geflochten, Rasiermesser findet man in jeder Uhr ... Ach, entfernen Sie sich, Prinz! Es ist genug für heute! Morgen will ich es mit einem andern Rätsel versuchen, aber heute kann ich Ihren Anblick nicht länger ertragen.“

So drohend reckte sie ihre gewaltigen Arme, daß der Prinz, nachdem sie ihm noch erlaubt hatte, ihr die Hand zu küssen, ohne Widerrede zerknirscht den zauberisch rot beleuchteten Schauplatz seiner Blamage verließ. Ich folgte

ihm auf den Fersen und hörte noch, wie die Prinzessin im Hintergrunde frohlockend ausrief:

„Endlich allein!"

* * *

Vor unserem Hause kam es mir sehr zustatten, daß gleichzeitig auch unser Dienstmädchen mit ihrem Seelenfreunde dort eintraf und die Hausklingel zog. Ich schlüpfte — unsichtbar, wie ich noch immer war — zugleich mit ihr ins Haus und in unsere Wohnung und legte mich ins Bett.

Schlag sechs Uhr morgens wurde ich zu meiner großen Freude wieder sichtbar, und bald darauf erwachte Rosa, mein geliebtes Weib.

„Nun sag' mir mal bloß," fing sie an, „wo du heute nacht gewesen bist?"

Da erzählte ich ihr denn ganz genau, auf welch seltsame Art ich reichen Stoff gefunden für mein neues Buch, und was ich alles in dieser Nacht für meine schriftstellerischen Zwecke getreu der Wirklichkeit abgelauscht hatte.

Grimmig sagte meine Frau: „Du verlangst doch nicht im Ernste, daß ich dir glaube, was du da zusammenfabulierst?"

„Ich fabuliere?" rief ich schmerzlich lächelnd. „Weib, du tust mir weh! Wenn nicht einmal du mir diese Geschichte glaubst, dann wird mir der Verleger für mein neues Buch auch wieder nicht mehr geben wollen als ... eine Zigarre!"

Der Papplöffel.

Eine beinahe blutige Geschichte.

Robert Ring war ein junger Lebemann, so kraftstrotzend, so glutäugig, so sinneberückend und so interessant, als ob er aus der Feder einer gefühlvollen blonden Romanschriftstellerin hervorgegangen wäre.

Frau Madeleine Leuthold war eine reizende Dame mit großen blauen Augen, denen ein ungestilltes Esprit-bedürfnis einen feuchten Sehnsuchtsglanz verlieh.

Adolf Leuthold war Besitzer eines großen Hauses und gewährte, so oft er seine Bürger-Offiziersuniform trug, einen nahezu imposanten Anblick. Leider besaß er nicht jenen Vorrat an Esprit, dessen er bedurft hätte, um das Espritbedürfnis seiner jungen Gattin Madeleine zu befriedigen.

Eines Abends wandelte Herr Ring durch die Straßen und dachte über die blonden Reize der Frau Leuthold nach.

„Traun,“ murmelte er, „dieses Weib ist wert, mich zu besitzen. Diese Lippen sind wert, mich zu küssen, diese Arme sind wert, mich zu umschlingen, diese Taille ist wert, von mir ... “

In diesem Augenblicke stieß Herr Ring an einen harten Gegenstand, der kein anderer war als Herr Leuthold. Der Zusammenprall war so heftig, daß Herr Leuthold zu Boden stürzte.

Während Leuthold sich erhob und zornig einen „Esel“! hinunterwürgte, der sich ihm auf die Lippen drängte, rief ihm der aus seinen Träumereien so unsanft aufgeschreckte Robert Ring entgegen:

„Geben Sie doch acht, Sie Papplöffel!“

Das war denn doch ein wenig mehr als zu viel. Einen Hausbesitzer und Bürgeroffizier niederrennen, und ihn außerdem noch „Papplöffel“ schimpfen! Herr Leuthold war wahrlich nicht der Mann, dem Derartiges geboten werden darf; und so entspann sich denn ein höchst gereizter Wortwechsel, der mit einem feierlichen Visitkartenaus-tausch abschloß.

Das Schicksal spielte hiebei Herrn Ring einen Streich, aus welchen ich sofort das schönste Lustspielkapital schlagen

würde, wenn ich Zeit genug hätte zu so zwecklosen Beschäftigungen. Ich verzichte also auf jedwedes Lampenlicht für die Geschichte, die sich daraus entwickelte, daß Herr Ring in der Eile statt seiner eigenen die Karte seines Schuhwarenlieferanten aus der Brieftasche zog, um sie Herrn Leuthold mit den Worten zu überreichen:

„Ich erwarte Ihre Zeugen bis morgen mittag in meiner Wohnung."

Als Robert Ring bei der nächsten Straßenlaterne die Karte seines Gegners las, sagte er sich:

„Ah vortrefflich, das ist ja der Mann der schönen Frau. Ich werde ihn niederschießen und seine Witwe heiraten. Oder nein, noch besser: ich werde den Papplöffel leben lassen, ich werde mich mit ihm versöhnen und sein Hausfreund werden."

Inzwischen eilte der Papplöffel — Pardon — eilte Herr Leuthold wutentbrannt nach Hause, setzte die Brille auf, und glaubte, aus der Haut fahren zu müssen, als ihm auf der Karte in schön geschwungenen Zügen die Worte entgegentanzten:

Florian Hirsch,
Schuhwaren-Erzeuger.
Turmtorgasse Nr. 12.

„Also ein Schuster!" stöhnte Leuthold. „Ein Schuster hat mich umgeworfen, ein Schuster hat mich Papplöffel genannt, einen Schuster habe ich zum Zweikampf herausgefordert! — Ist dieser Schuster satisfaktionsfähig? — Soll ich ein Ehrengericht der Bürgeroffiziere zusammenrufen? — Nein, denn das Ehrengericht könnte sich gegen dieses Duell aussprechen, und der Schimpf, den ich erfahren, fordert auf alle Fälle Blut, — rotes, rauchendes Schusterblut!"

Am andern Morgen saß Frau Leuthold in ihrer Kemenate und las zum vierundzwanzigsten Male ein mit zarter Schrift auf Rosapapier hingezaubertes, anonymes Gedicht, das ihr ein Dienstmann am Abende vorher im Theaterkorridor heimlich übergeben hatte.

Dieses Gedicht lautete:

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen sonder Schranken
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz
Bei diesem Zaubergedanken.
Du wirst in meinen Armen ruhn!
Ich spiele mit den schönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meinen Schultern lehnen.
Du wirst in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden:
Ich soll des Himmels höchste Lust
Hier schon genießen auf Erden.

Hieran schloß sich noch eine Strophe, in welcher das frivole Ungestüm des Verfassers zu elementarem Ausbruch gelangte.

Höchst aufgeregt hielt die junge Frau folgenden Monolog:

„Dieses Gedicht ist abscheulich, und dennoch ist es allerliebst! Es ist niederträchtig, allein es ist wunderschön! Es ist empörend, aber es ist voll Esprit! Von wem mag es sein? — Ach, es ist ja kein Zweifel möglich! Es ist von ihm, es ist von diesem Robert Ring, der mir durch seine Blicke seine Liebe mit solcher Kühnheit zu erkennen gibt. — Warum nur ist mein Mann so ganz espritlos? Wäre er es nicht, dann, wahrhaftig, — dann würde ich ihm ewig treu bleiben, um wieviel jünger und schöner er auch sei, dieser Herr Ring! Und warum besitzt Herr Ring so viel Esprit? Wäre dies nicht der Fall, dann — wahr=

haftig — dann würde ich den Verwegenen zurückweisen, wie er's verdient."

In diesem Augenblicke trat der dümmste Mann der schönsten Frau herein, und die letztere hatte eben noch Zeit, das Blatt rasch zu verbergen. Mit finsterer Miene kündigte Leuthold seiner Gattin an, daß er sich duellieren müsse. Madeleine stieß einen Schrei aus, dessen sich die Wolter nicht zu schämen gehabt hätte. Dieser Schrei kam der jungen Frau vom Herzen, denn es flog ihr der Gedanke durch den Kopf, daß ihr Gatte von Roberts dreistem Minnewerben Kenntnis erlangt haben möge, und daß Roberts Blut es sei, das in diesem Kampfe fließen könne.

Tränen rannen ihr aus den schönen blauen Augen, und indem sie bebend den Gatten umarmte, schluchzte sie: „Nein, Adolf, das wirst du nicht, das darfst du nicht, das kannst du nicht! Wie leicht könntest du von deinem Gegner erstochen oder erschossen werden, und das wäre auch mein Tod!"

Sichtliche Rührung erfaßte Herrn Leuthold, als er die Angst seiner Frau wahrnahm. Zugleich versetzte ihn diese Angst plötzlich vor eine Möglichkeit, die er in seinem Blutdurste bisher gar nicht in Betracht gezogen hatte. „Weine nicht, mein Kind", sprach er in weinerlichem Tone. „Es ist zu spät. Ich habe dem Elenden bereits meine Sekundanten geschickt. Du wirst doch selbst einsehen" — bei diesen Worten ließ er seinen Tränen freien Lauf — „daß ich mich von einem Schuster nicht Papplöffel nennen lassen kann!"

Und nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, bei welcher der schönen Frau ein großer Stein vom Herzen fiel. — „Papplöffel?" rief sie empört, als er geendet hatte. „Papplöffel nannte er dich? Ah! Ah! Das ändert die Sache. Das fordert allerdings blutige Satisfaktion. Aber gib nur acht, mein lieber, guter Adolf, daß dir nichts geschieht."

Inzwischen wartete Robert Ring in seiner Wohnung vergeblich auf Leutholds Sekundanten, die er mit der Erklärung empfangen wollte, daß es ihm ein wahres Vergnügen sein werde, ihrem Auftraggeber die glänzendste Abbitte zu leisten. Und um dieselbe Zeit fuhren zwei Freunde Leutholds in einer Droschke mit strahlenden Gesichtern zu dem Hause Nr. 12 in der Turmtorgasse heran.

Der eine dieser Herren, die den Auftrag Leutholds sofort mit wahrer Begeisterung angenommen hatten, war der Photograph Schaumann, ein sehr exaltierter Romanfresser, der schon längst eine brennende Sehnsucht empfunden hatte, in einer Duellaffäre eine ungefährliche Rolle spielen zu können. Der Feuereifer, den der andere, Herr Moritz Wolf, in dieser Sache entwickelte, war von einem gewissen ordinären Egoismus nicht ganz freizusprechen. Herr Wolf war nämlich der Kompagnon einer entreprise de pompes funèbres, und er sagte sich, daß für seine Firma in dieser Angelegenheit jedenfalls die Möglichkeit der solennen Beerdigung des einen oder des andern Duellanten herausschaue. Ja, es regte sich sogar der lebhafte Wunsch in einem Winkel seines Herzens, daß Herr Florian Hirsch in diesem Falle der Überlebende sein möge, weil Leutholds Ende immerhin ein lukrativeres Begräbnis erwarten ließ.

Ahnungslos saß Herr Florian Hirsch, der Chef einer sehr entwickelten Schuhwarenerzeugungs-Anstalt in seinem Atelier. Voll untertänigster Liebenswürdigkeit geleitete er die beiden Herren zu der verlangten privaten Besprechung in seinen Salon.

„Wir kommen in einer ernsten Angelegenheit“, begann der Photograph feierlich, nachdem sie sich niedergelassen hatten.

„Wir kommen“, fügte Herr Wolf scharf hinzu, „im Auftrage des Herrn Adolf Leuthold.“

Florian Hirsch wurde bei dieser ungemütlichen Ein-

leitung weiß wie eine Wand und zog sein Taschentuch hervor.

Der Photograph, dem man es ansah, wie interessant er sich selbst in dieser Situation erschien, fuhr fort:

„Da wir Ihnen die Persönlichkeit genannt haben, in deren Auftrag wir hier erschienen sind, so dürften Sie wohl über den Zweck unseres Hierseins bereits im klaren sein."

„In der Tat," stammelte Florian Hirsch, sich die Stirn trocknend, ... „ich glaube ... ich nehme an ... obgleich ich nicht begreife ... da ich doch einerseits sozusagen anonym, ... und da doch andererseits die Diskretion in solchen Fällen als Ehrensache betrachtet zu werden pflegt ... wogegen ich allerdings nicht leugnen kann ... in einer bedauerlichen Übereilung Herrn Leuthold Grund gegeben zu haben ..."

„Von Ihnen eine ritterliche Genugtuung zu fordern", fiel Wolf ein. „Hoffentlich wird Ihnen zu einer solchen Genugtuung der Mut nicht fehlen, den Sie bei der Ehrenkränkung bewiesen haben. Ich denke, es bedarf keiner weiteren Worte, Sie werden uns Ihre Sekundanten nennen und dann wird sich das Weitere rasch und glatt abwickeln."

„Pardon, Herr Kollega", hub nun Herr Schaumann wieder an, dem mittlerweile plötzliche Bedenken aufgestiegen waren, ob sich nicht gegenüber dem Gerichte auch für die Sekundanten fatale Folgen aus dieser Sache ergeben könnten. „Zunächst müssen wir denn doch der vollen Klarstellung wegen bemerken, daß die Pflicht der ritterlichen Genugtuung erst dann eintritt, wenn dem Beleidigten nicht eine ausreichende gütliche Satisfaktion gewährt wird."

„Ganz richtig!" rief Florian und haschte wie ein Ertrinkender nach Schaumanns Hand, die er heftig drückte.

Herr Wolf warf einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf Hirsch, zog eine Zigarre und Zündhölzchen

heraus und begann zu rauchen. „Nach meinen Begriffen von Ritterlichkeit", bemerkte er, „kann in einem Falle wie hier von einem gütlichen Ausgleich durchaus nicht die Rede sein, und wie ich Herrn Leuthold kenne, zweifle ich lebhaft, ob er sich nach einer so niederträchtigen ..."

„Pardon," unterbrach ihn der Photograph, „unsere Mission ist allerdings zunächst nur die Übermittlung der Forderung, allein die Eventualität einer versöhnlichen Erledigung des Konfliktes muß immerhin berührt werden, und wenn sich Herr Florian prinzipiell zu einer gütlichen Genugtuung bereit erklärt, so ist es unsere natürliche Pflicht, Herrn Leuthold hievon in Kenntnis zu setzen."

„Jawohl, Sie haben ganz recht," bemerkte Hirsch, „und da auch dieser Herr vollkommen recht hat, wenn er meine Handlungsweise eine niederträchtige nennt, so fühle ich mich verpflichtet, Herrn Leuthold in jeder gewünschten Form Abbitte zu leisten."

Nachdem sich Schaumann und Wolf entfernt hatten (der letztere murmelte zum Abschiede etwas wie „Fabelhafte Erbärmlichkeit!"), ging Florian Hirsch händeringend auf und nieder. Dann setzte er sich und pfiff die traurige Weise:

„Ich hab geglaubt, sie liebet mich,
Ich hab geglaubt, sie liebet mich —
Aber nein, aber nein —
Aber nein, aber nein —
Aber nein, aber nein: sie hasset mich!"

Dann sprang er wieder auf und hielt folgenden Monolog:

Wie ist es möglich, daß sie in mir den Zusender des anonymen Gedichtes erriet? — Wie ist es möglich, daß eine Frau, die ein so angenehmes Äußere besitzt, innerlich so unangenehm sein kann, einen Mann, der ihr ein zartes

Huldigungsgedicht zuschickt, mit rauher Hand der Rache ihres Gatten auszuliefern?“ — —

Nach einiger Zeit kamen die Sekundanten zurück. „Unser Auftraggeber“, begann der Photograph, „ist bereit, von dem Zweikampfe abzustehen, wenn Sie morgen in den hiesigen Journalen folgende Ehrenerklärung veröffentlichen:“ — —

Herr Wolf nahm ihm das Blatt aus der Hand und las mit schärfster Betonung:

„Der Unterzeichnete erklärt hiemit an Eides Statt, daß er selbst, und nicht Herr Rudolf Leuthold, ein ganz gewöhnlicher Papplöffel ist.

Florian Hirsch,
Schuhwaren-Erzeuger.“

„Das soll in die Zeitung kommen?“ rief Hirsch verstört.

„Jawohl,“ entgegnete Wolf. „Wörtlich wie es hier steht, — auf Ihre Kosten, als Eingesendet, unmittelbar unter den Theaterzettel.“

„Ich habe mich vergeblich bemüht,“ bemerkte Schaumann, „Herrn Leuthold zu einer milderen Fassung dieser Erklärung zu bewegen. Er beharrt auf dieser Form, und Sie haben nun die Wahl: — das Duell oder das Inserat.“

„Eine Wahl,“ fügte Wolf hinzu, „die für mich und wohl für jeden, der noch einen Funken Ehre im Leibe hat, durchaus keine Wahl mehr sein könnte. Dieses Inserat, wenn es erscheint, muß Sie unbedingt dem Gelächter Europas überliefern.“

„Immerhin!“ antwortete Florian schmerzlich. „Möge die Welt über mich lachen; ich kann meinen Grundsätzen, die es mir verbieten, der barbarischen Sitte des Zweikampfs zu huldigen, nicht untreu werden.“

Am andern Morgen wurde Frau Leuthold in der abermaligen Lektüre des anonymen Gedichtes durch die Ankunft eines Briefes unterbrochen, den ihr die Stadtpost gebracht hatte. Es geschah dies in dem Augenblick, als sich der Kampf zwischen dem besseren und dem schlimmeren Ich dieser schönen Frau definitiv zugunsten des letzteren entscheiden zu wollen schien.

Hier dieser Brief:

„Hochgeehrte gnädige Frau! Verzeihen Sie, wenn Sie es können, einem Verblendeten, der seine Vermessenheit hart genug hat büßen müssen. Schwer ist, wie Sie aus meinem Zeitungsinserate bereits ersehen haben werden, die Strafe, die ich mir aufzuerlegen genötigt worden bin, aber sie ist gerecht. Das Gedicht, welches Ihnen zu senden ich mich erdreistete, sollte — dies war meine ehrliche Absicht — nichts anderes sein, als ein Beweis der zarten ehrfurchtsvollen Gefühle eines Mannes, der es nie gewagt hätte, Ihnen gegenüber aus jenem dunklen Hintergrunde entsagungsvoller Verborgenheit hervorzutreten, aus welchem ihn ein unbegreiflicher verhängnisvoller Zufall dennoch ans Tageslicht gezerrt hat. Vernehmen Sie denn, gnädige Frau, daß jenes unglückselige Gedicht keineswegs aus meiner Feder stammt, sondern daß ich dasselbe aus Heinrich Heines sämtlichen Werken (53. Lieferung, Seite 138) abgeschrieben habe, da ich selbst leider über keine dichterische Ader verfüge. In der Hast, in welcher ich, erfüllt von den zartesten Absichten, dieses Gedicht abschrieb, entging es mir, was mir nunmehr bei sorgfältiger Prüfung des Originals nur allzu klar wird, daß sich diese Heinesche Dichtung für Zwecke ehrfurchtsvoller Huldigung keineswegs eigne. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen, daß Sie, gnädige Frau, in der Tat volles Recht hatten mir zu zürnen ob der zuversichtlichen Verwegenheit und unziemlichen Vertraulichkeit, mit der ich in diesem Gedichte

mich Ihnen sozusagen hinter meinem Rücken näherte. Möge diese Aufklärung Ihr hartes Urteil über mich mildern! Mögen Sie, wenn Sie es imstande sind, fürderhin ohne Groll zurückdenken an Ihren verblendet gewesenen aber keineswegs niedrigdenkenden untertänigsten Diener

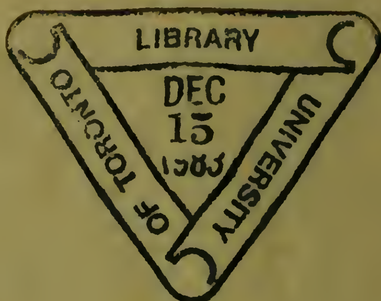
Florian Hirsch,
Schuhwaren-Erzeuger
Turmtorgasse 12."

Frau Leuthold konnte sich vor Staunen kaum fassen, als sie diese Zeilen las. Noch war ihr der eigentliche Sachverhalt nicht entschleiert, aber in der Hauptsache war ihr durch das Schreiben eine überraschende Aufklärung geworden.

„Also nicht von Robert Ring" — murmelte sie — „sondern von einem Schuhwaren-Erzeuger ist dieses niederträchtig-liebenswürdige Gedicht? Oder vielmehr — nicht von einem Schuhwaren-Erzeuger, sondern von Heinrich Heine ist dieses Gedicht? ... Wohlan, dann ist ja alles gut: leicht und rein löst sich nun der peinliche Konflikt zwischen Pflicht und Verlangen: — meinem Gatten werde ich treu bleiben, und Heinrich Heine werde ich lesen!"

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 07 05 08 003 5